

**September 9/2008**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Alois Jansen  
„Ich habe keine anderen Hände als die euren“ 257

---

Werner Kleine  
Die Kunst der Auslassung 259

---

Eberhard Kügler  
Sinus, aha. 265

---

Alois Jansen  
Nahe bei den Menschen 269

---

Alexander Saberschinsky  
„Die Feier der Kindertaufe“ 276

---

Gunda Werner  
Eine Generation ohne Gott? 279

---

Literaturdienst: 286

Irmgard Jehle: Bernadette und das Wunder  
von Lourdes

Ida Lamp: Sterne leuchten in der Nacht

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Msgr. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |  
Dr. Werner Kleine, Goethestr. 64, 42327 Wuppertal |  
Eberhard Kügler, Heinestr. 43, 22880 Wedel | Msgr. Dr.  
Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |  
Dr. Alexander Saberschinsky, Marzellenstr. 32 (HA  
Seelsorge), 50668 Köln | Dr. Gunda Werner, Helmholtz-  
str. 20, 40215 Düsseldorf

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-  
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,  
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,  
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan  
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular  
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |  
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,  
Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,  
Fax (0221) 1642-7005,  
Email: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im  
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,  
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |  
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung  
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis  
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher  
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag  
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 10-12, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Alois Jansen

# „Ich habe keine anderen Hände als die euren“

*Gott, unser Vater.  
Bedrückt vom Elend unserer Zeit,  
kommen wir zu dir.  
Schau auf die Not und Hilflosigkeit so vieler Menschen.  
Lass sie an ihrem Schicksal nicht zerbrechen.  
Stärke unter uns  
das Bewusstsein der Verantwortung  
füreinander,  
damit wir anfangen,  
geschwisterlich zu teilen und einander  
beizustehen.  
Darum bitten wir durch Jesus Christus.  
(aus: Tagesgebete zur Auswahl)*

Die Not und Hilflosigkeit so vieler Menschen in unserer Welt ist uns allen sicher voll bewusst. Immer wieder hören wir von der Schere zwischen Arm und Reich, die so sehr und offensichtlich mehr und mehr auseinander klafft. Und besonders oft hören wir von der Armut so vieler Kinder. Das Elend unserer Zeit kommt zum Ausdruck auch in den kriegerischen Auseinandersetzungen, in Terroranschlägen und mancherlei Unterdrückung. So kann es nicht anders sein, als dass wir bedrückt sind vom Elend unserer Zeit.

Was hilft es denn nun, wenn wir darum bitten, Gott möge schauen auf die Not und Hilflosigkeit so vieler Menschen, damit sie an ihrem Schicksal nicht zerbrechen. Kann das „Schauen Gottes“ auf die Not und Hilflosigkeit der Menschen allein schon etwas ausrichten? Dieses „Schauen Gottes“ auf die Not der Menschen mündet in seine Menschwerdung in Jesus Christus, der unser Leben geteilt hat. In seinem Wort, in seinem Tun, in seiner Hingabe in den Tod wird Gottes Wille für die Menschen sichtbar und

erfahrbar. Da wird Gottes „Schauen“ zum „Tun“ durch Jesus von Nazareth. Und deshalb ist Jesus Christus die Mitte unserer christlichen Existenz und er ist der „Urheber und Vollender“ unseres Glaubens. So schauen wir auf ihn, der unser Leben geteilt hat.

Jesus hat unser Leben „geteilt“. Was heißt das? Er hat Freude gehabt am Leben. Er hat gelacht wie wir; er hat teilgenommen an frohen, festlichen Ereignissen, so sehr, dass seine Gegner ihn einmal sogar „Fresser und Säufer“ genannt haben. Er hat mit Freunden teilgenommen an der Hochzeit zu Kana. Zwar wird im Neuen Testament nie von einem „lachenden Jesus“ erzählt. Aber das



war für die Jünger, die später von seinem Leben erzählt haben, offensichtlich selbstverständlich: Er hat gelacht mit den Fröhlichen und geweint mit den Trauernden. Wenn ich daran denke, bekomme ich eine innere persönliche Beziehung zu Jesus und freue mich, dass Gott mich und uns alle gütig anschaut.

Nun wird schließlich im obigen Gebet hingewiesen auf das Bewusstsein der Verantwortung füreinander, also auch für die, die unter Not und Hilflosigkeit leiden.

In der Ludgeri-Kirche in Münster hängt ein Kreuz, das im Bombenkrieg am 30. September 1944 beide Arme verlor. Ein Bombensplitter durchschlug das Herz. Beim Wiederanbringen des Corpus Jesu auf ein Holzkreuz hat man dann geschrieben: Ich habe keine anderen Hände als die euren.

Diese Worte weisen uns schließlich darauf hin, das wir im Auftrag Gottes und in der Nachfolge Jesu unser Leben mit den Bedrückten und Notleidenden geschwisterlich teilen und einander beistehen. Freud und Leid miteinander teilen. Das ist uns einigermaßen geläufig. Es geht in dem Gebet aber vor allem auch um das Teilen mit den Menschen, die in Not und Hilflosigkeit sind.

Dieses „teilen“ geschieht in unseren Pfarreien und in caritativen Verbänden durch Aktionen in vielfältigen Formen, manchmal in aller Stille von Mensch zu Mensch oder in der Nachbarschaft. Zeichenhaft geschieht es in besonderer Weise durch die kirchlichen Hilfswerke „Misereor“, „Adveniat“, „Renovabis“, „Missio“ und an jedem Anfang des Jahres durch die „Sternsinger-Aktion“!

In den Berichten der Bibel über die Speisung der vielen Menschen, die Jesus hören und sehen wollen, sagt Jesus den Jüngern: „Gebt ihr ihnen zu essen!“

Das ist ein Auftrag, der auch uns angeht. Und das zu bedenken ist schließlich auch der Sinn unseres Betens: bereit zu sein, einander beizustehen und geschwisterlich zu teilen.

## Liebe Leserinnen und Leser,

das Septemberheft beginnt mit einem exegetischen Beitrag von großer Bedeutung für die konkrete Verkündigung: Pastoralreferent **Dr. Werner Kleine**, zuständig für die Citypastoral in Wuppertal und promovierter Neutestamentler, weist auf das hin, was die Gleichnisse Jesu nicht sagen – und zwar absichtlich. In der bewussten Auslassung liegt ein Hinweis auf die Interpretation. Die konkreten Beispiele fördern überraschende Wendungen zu Tage.

Die Sinusstudie ist und bleibt ein Thema. Diesmal äußert sich der studierte Theologe und Rundfunkjournalist **Eberhard Kügler**, Mitarbeiter der Aus- und Fortbildung des NDR in Hamburg. Seine von der Berufserfahrung profitierende Außensicht macht unter neuen Aspekten deutlich, was Milieuvorschiedenheit bedeutet und wie man ihr pastoral begegnen könnte.

Noch einmal anders wird das Thema von Dompropst em. **Dr. Alois Jansen** aus Hamburg beleuchtet, früherer Seelsorgeramtsleiter und zzt. Verfasser der Eingangsmeditationen. Er reagiert in einer Art erweitertem Leserbrief auf mehrere der bisherigen Pbl-Beiträge zur Sinusstudie. Seine Perspektive ist dabei die des kritischen Rückblicks eines erfahrenen Kirchenmannes.

**Dr. Alexander Saberschinsky**, Liturgiereferent im Erzbistum Köln, stellt das Neue am Kindertaufrituale vor, das ab dem 1. Advent in Kraft treten wird.

**Dr. Gunda Werner** schließlich, Mitarbeiterin im ZdK in Bonn, fragt danach, wie Jugendliche heutzutage „ticken“ und wie kirchlicherseits darauf zu reagieren ist. Spannend ist der kritische Blick auf die kirchliche Event-Kultur von jemandem, der im Organisationsteam des Weltjugendtags Köln Erfahrungen sammeln konnte.

Viel Vergnügen bei der Lektüre dieses bunten Spätsommer-Artikelstraußes wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

# Die Kunst der Auslassung

## Das Stilmittel der Lakonie in der Gleichnisverkündigung Jesu

Das Reich Gottes bildet die Mitte der Verkündigung Jesu in Wort und Tat. Seine Verkündigung ist derart personal und existentiell, dass Form und Inhalt nicht voneinander zu trennen sind. Dies gilt in besonderer Weise für seine Verkündigung in Gleichnissen. In ihnen liegt ein „Stück Urgestein der Überlieferung“<sup>1</sup> der jesuanischen Verkündigung von der Gottesherrschaft bzw. vom kommenden Reich Gottes vor uns. Es lohnt sich daher, die Verkündigungsmethode Jesu genauer anzuschauen. Dabei fällt auf, dass Jesus ein Meister in der Kunst der Auslassung ist. Er beherrscht das Stilmittel der Lakonie, das in der bisherigen Gleichnisauslegung wenig beachtet wurde.

### 1. Die Gleichnisse Jesu als Ereignis des Gottesreiches

Am Beginn der Gleichnisforschung<sup>2</sup> steht Adolf Jülicher. Er sucht nach dem sogenannten *tertium comparationis*, das Bild- und Sachebene des Gleichnisses verbindet und die zusammenfassende Deutung des Gleichnisses in einem abschließenden Lehrsatz ermöglicht. Dabei bleibt allerdings die Frage im Raum, warum Jesus sich überhaupt der Gleichnisform bedient und seine Verkündigung nicht direkt als Lehre formuliert.<sup>3</sup>

Joachim Jeremias ist hingegen die Erkenntnis des zweifachen historischen Ortes der Gleichnisse zu verdanken: Sie haben ihren ersten Platz in der einmaligen Situation der Verkündigung Jesu: „Manche Gleichnisse sind so lebenswahr erzählt, dass man annehmen darf, dass Jesus an konkrete Begebenheiten anknüpft.“<sup>4</sup> Gleichwohl haben die

Gleichnisse vor ihrer schriftlichen Niederlegung in der Überlieferung und Verkündigung der Urkirche „gelebt“. Sie sind deshalb nicht frei von Einflüssen und Umformungen geblieben, die mitunter die unterschiedlichen Situationen der Gemeinden widerspiegeln, die die Erstadressaten der Evangelien waren.

Die moderne Gleichnisforschung geht einen entscheidenden Schritt weiter. Gleichnisse werden heute als symbolische<sup>5</sup> Rede verstanden: Sie spricht nicht nur über das Reich Gottes; im Verkünden (und Hören<sup>6</sup>) der Gleichnisse *ereignet* sich das Reich Gottes.<sup>7</sup>

Damit relativiert sich die Bedeutung des *tertium comparationis*; die Gleichnisse erweisen sich als komplexe Kommunikation, die nicht einfach auf einen einzelnen Lehrsatz zu reduzieren sind. Sie beinhalten unter Umständen multiple Pointen, die je nach Disposition der Hörer zum Tragen kommen können. Darüber hinaus wirft die Erkenntnis der Performanz der Gleichnisse und ihres symbolischen Charakters die Frage nach der Art und Weise, wie Jesus als erster Verkünder der Gleichnisse seine Hörer (und damit auch uns) einbezieht und lenkt. Mit dieser Frage der Hörer- bzw. Leserlenkung beschäftigt sich insbesondere die textlinguistische Disziplin der Rezeptionsästhetik.

### 2. Auditor in parabola

Dass die Gottesherrschaft insbesondere in den Gleichnissen zum Ausdruck gebracht wird, meint mehr als die Erkenntnis, dass eine angemessene Gottesrede nur symbolisch geschehen kann: „Vielmehr soll gesagt werden, dass das Gleichnis selbst das Sprachereignis der Gottesherrschaft ist: Im Sprechen des Gleichnisses ereignet sich (zumindest potentiell!) Gottesherrschaft.“<sup>8</sup> Die Gleichnisrede sucht eine Unmittelbarkeit zum Hörer, die ihn nicht nur argumentativ überzeugen, sondern existentiell ergreift und – im Idealfall – verändert.<sup>9</sup> Gerade hierin liegt die *performative* Kraft der Gleichnisse Jesu.

Wie bei anderen Sprechakten muss daher auch die Gleichnisrede darauf bedacht sein, die Hörer einzubeziehen. Das existentielle Ziel der Gleichnisse geht darüber aber sogar noch hinaus: Der Hörer soll in das Gleichnis und die sich darin ereignende Gottesherrschaft hineingezogen werden. Wie bei anderen Texten auch, muss der Hörer des Gleichnisses bei seiner Interpretation mitarbeiten. Mehr noch als bei anderen Texten muss das Gleichnis als sich ereignende Gottesherrschaft aber diese Mitarbeit kontrollieren und motivieren.<sup>10</sup>

Für die Motivation und Kontrolle der Mitarbeit der Hörer bedienen sich Gleichnisse wie auch andere Sprechakte besonderer Mittel der Leserlenkung. Vor allem die innere Struktur der Gleichnisse gibt hier erste Hinweise: Die Gleichnisöffnung gibt das Thema an. Die Bildwelt der Gleichnisse nimmt unmittelbar Bezug auf die Erfahrungswelt der (Erst-)Hörer. Von besonderer Bedeutung für die Gleichnisinterpretation ist auch das jeweilige Gleichnisende, das die eigentliche Pointe, auch manchmal als überraschende Wendung, beinhaltet (sogenanntes „Achtengewicht“ der Gleichnisse).

Mehr noch als die textliche Struktur der Gleichnisse verdient ein besonderes Mittel der Hörerlenkung Aufmerksamkeit, das den Hörer unmittelbar in die Welt eines Gleichnisses hinzieht. Freilich findet dieses Stilmittel in der Gleichnisinterpretation noch nicht viel Beachtung, obwohl es geeignet ist, viele Stolpersteine, die manche Gleichnisse bieten, in einem neuen Licht erscheinen zu lassen. Die Rede ist von den sogenannten „Leerstellen eines Textes“, die als Stilmittel der *Lakonie* eine spezifische literarische Funktion innerhalb der Gleichnisse ausüben.

### 3. Das Eisbergprinzip

Ernest Hemingway hat einmal geschrieben: „Die (...) Dinge, die wir schreiben, sind nur so gut wie die (...) Dinge, die wir auslassen.“<sup>11</sup> Diese Kunst der Auslassung nannte E. Hemingway auch das „Eisberg-Prinzip“, da der Autor nur die Spitze zeigt,

den Leser aber den tieferen Berg errahnen lässt. Allgemeine und bewusste Leerstellen einer sprachlichen Äußerung prägen daher immer auch die Rezeption eines Textes.

#### a) Leerstellen

Jede sprachliche Mitteilung enthält Dinge, die ungesagt bleiben. Diese Leerstellen füllt der Hörer wie von selbst auf. Bei der Äußerung „Sie betraten den Raum ...“ stellt sich beim Hörer automatisch eine Vorstellung von eben diesem Raum, seinen Dimensionen, seiner Ausstattung usw. ein. Auch die Personen, die den Raum betreten erhalten ein Gesicht, das sich der Hörer – sofern keine weiteren Angaben gemacht werden – selbst erschafft. Keine sprachliche Mitteilung kann alles bis ins Detail beschreiben.<sup>12</sup> Sie markiert jeweils nur die wirklich bedeutsamen Elemente, die der Sprecher zwingend festgelegt wissen möchte. Je mehr der Sprecher die Interpretation des Hörers kontrollieren möchte, desto weniger Leerstellen wird er lassen. Bei diesen „geschlossenen“ Sprechakten kommt der Hörer letztlich gar nicht vor. Der Sprecher nimmt ihn in seiner Kompetenz nicht ernst, sondern möchte ihm gewissermaßen mit Gewalt die vermeintlich richtige Interpretation aufzwingen.<sup>13</sup> Nach diesem Prinzip funktionieren Gebrauchsanweisungen und Bedienungsanleitungen.

Gegenüber solchen „geschlossenen“ sprachlichen Äußerungen ermöglichen „offene“ Sprechakte die aktive Mitarbeit des Hörers.<sup>14</sup> In solchen „offenen“ sprachlichen Äußerungen entscheidet der Autor/Sprecher „bis zu welchem Punkt er die Mitarbeit des Lesers [und des Hörers, W.K.] kontrollieren muss, wo diese ausgelöst, wo sie gelenkt wird und wo sie sich in ein freies Abenteuer der Interpretation verwandeln muss“.<sup>15</sup> Gerade die „Leerstellen“ eines Textes erweisen sich dabei als zentrale Elemente, die den Hörer aktivieren, zur Mitarbeit motivieren und so die Interaktion zwischen Erzählung und Hörer bewerkstelligen. Die Leerstellen, die der Hörer in seiner Vorstellung füllen muss, um das Gesagte zu verstehen, leisten noch mehr: „Indem wir uns etwas vorstellen, sind

wir zugleich in der Präsenz des Vorgestellten; denn dieses existiert während seines Vorgestelltseins nur durch uns, so dass wir in der Gegenwart dessen sind, was wir her- vorgebracht haben.“<sup>16</sup>

Gerade den Leerstellen eines Gleichnisses, das ja Ereignis des Gottesreiches im Akt des Erzählens und Hörens ist, kommt damit besondere Bedeutung zu, da gerade sie den Hörer des Gleichnisses in dessen Gegenwart hineinziehen. Dabei ist die Füllung der Leerstellen nicht beliebig. Der Text bzw. das Gesagte stellt Spielregeln für die Füllung von Leerstellen auf, die etliche Varianten *entmutigen*. Dadurch werden trotzdem bestimmte Lesarten nicht zwingend ermutigt werden.<sup>17</sup> Der Hörer behält einen gewissen Grad an Freiheit, der – wie sich später am Beispiel des Gleichnisses vom verlorenen Schaf zeigen wird – in einer Fülle möglicher Varianten äußert. Dabei muss dem Hörer immer klar sein, dass er es ist, der diese Leerstellen füllt. Die Leerstellen sind Teil einer kommunikativen Strategie, den Leser/-Hörer zur Mitarbeit zu motivieren. Die Füllung einer allgemeinen Leerstelle ist aber nie Teil der Erzählung selbst. Auch das ist bei der Gleichnisinterpretation zu beachten.

#### b) Lakonie – Stolpersteine im Text

Sprachliche Mitteilungen weisen immer eine Fülle von Leerstellen auf. Im Allgemeinen entstehen diese Leerstellen unbeabsichtigt. Erfüllen die Leerstellen eines Textes oder einer Erzählung hingegen eine *literarische Funktion*<sup>18</sup>, sind sie in der Regel bewusst vom Autor eingefügt worden. Er verwendet das Stilmittel der *Lakonie*. Der Begriff „Lakonie“ leitet sich von dem griechischen Stamm der Lakonier (Spartaner) her und bezeichnet eine wortkarge, kurze und treffende Sprechweise.

Lakonie ist die *Kunst der Auslassung*. Aber sie ist noch mehr: Sie nimmt den Hörer *bewusst* in den Text hinein. Der Erzähler lässt seinen Text mit Absicht offen und un- abgeschlossen. Der Hörer muss deshalb bei der Interpretation des Textes mitarbeiten. Das Stilmittel der Lakonie sieht die Mit-

arbeit des Hörers zwingend und bewusst vor. Dem Stilmittel der Lakonie ist daher eine zutiefst *demokratische* Dimension zu eigen.<sup>19</sup> Bedenkt man, dass es gerade die Leerstellen eines Textes sind, die den Hörer im Text ver- gegenwärtigen, dann wird das Stilmittel der Lakonie als bewusster Auslassung geradezu zum notwendigen Element der Gleichnisse, die ja Vergegenwärtigung und Ereignis des Reiches Gottes im Erzählen und Hören sein wollen.<sup>20</sup> Der Hörer selbst muss den Sinn der Gleichnisse entdecken und seine Schlüsse ziehen. Der Text, d.h. das Gleichnis selbst, nimmt ihm diese Arbeit nicht ab.

So notwendig es für den Hörer ist, auch die allgemeinen Leerstellen eines Textes imagi- nativ zu füllen, für die Textinterpretation sind allein die bewusst intendierten, lakoni- schen Leerstellen von Bedeutung. Dabei bewirkt die Lakonie immer einen gewissen Bruch innerhalb des Textes. Der Hörer erlebt die lakonische Auslassung als Stolperstein. Die textliche Harmonie scheint gestört. Das Gesagte wirkt auf den ersten Blick unver- ständlich und ohne Sinn. Manchmal ist es sogar im wahrsten Sinn des Wortes empö- rend: Die Lakonie zwingt den Leser aufzu- merken, vielleicht auch zu protestieren. Be- vor also die textlichen Stolpersteine exege- tisch oder historisch „wegerklärt“ werden, sollte man sie als Gelegenheit für den Hörer begreifen, sich mit dem Gesagten auseinan- derzusetzen.<sup>21</sup> Gerade diese Stolpersteine machen die biblischen Texte und vor allem die Gleichnisse interessant.

### 4. Überraschende Perspektiven – Drei Beispiele

Es ist an der Zeit, die lakonische Theorie am Text zu erproben. Drei bekannte Gleich- nisse sollen als Beispiel dienen und das Interesse an der Erforschung lakonischer Auslassungen in anderen Gleichnissen wek- ken.

#### a) Das Gleichnis vom königlichen Hochzeits- mahl (Mt 22,1–14)

Das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl begegnet uns im Neuen Testament in zwei miteinander verwandten Versionen: Im Lukasevangelium (Lk 14, 15–24) veranstaltet ein Mann ein großes Festmahl, zu dem er viele einlädt. Nachdem die ursprünglich Eingeladenen aus verschiedenen Gründen absagen, gerät der Mann in Zorn und lässt von den Straßen und Gassen die Armen und Krüppel, Blinden und Lahmen herbeiholen und zudem noch weitere Leute zum Kommen zu nötigen, damit das Haus voll wird. Deutlich überwiegt bei Lukas die Botschaft, dass ohne Ansehen der Person, der Herkunft und der Volkszugehörigkeit alle zum Reich Gottes eingeladen sind.

Die Matthäusversion des Gleichnisses (Mt 22, 1–14) beginnt ähnlich, weist aber zwei wichtige Varianten auf. Zum einen werden die Überbringer der Einladung von den zuerst Eingeladenen getötet und der Einladende – bei Mt ein König – lässt die Mörder bestrafen. Zum anderen endet das Gleichnis mit einer merkwürdigen Episode. Der König entdeckt unter den von der Straße geholten Gästen einen Mann ohne Hochzeitsgewand. Auf das Fehlen des Hochzeitsgewandes angesprochen, weiß der Mann nichts zu sagen und wird darauf hin vom Fest ausgeschlossen; mehr noch: Er wird in die äußerste Finsternis geworfen, wo er heulen und mit den Zähnen knirschen wird.

Diese zusätzliche Episode, die von manchen Exegeten als Zusatzgleichnis gedeutet wird, lässt keinen Hörer kalt. Es scheint eine himmelschreiende Ungerechtigkeit zu sein, die diesem Mann da wiederfährt. Gerade diese Empörung soll den Leser aufhorchen lassen und ihn motivieren, genauer in den Text zu gehen. Hier sind vor allem die Leerstellen interessant. Dabei hilft folgendes Experiment: 1. Wie sind die Gäste gekleidet, als sie von der Straße geholt werden? Der Text beantwortet diese Frage nicht sofort. Vor dem inneren Auge des Lesers dürfte es sich allerdings um Alltagskleidung handeln. 2. Wie sind die Gäste gekleidet als der König den Mann nach dem Hochzeitsgewand fragt? Vor dem inneren Auge des Lesers haben alle anderen ein Hochzeitsge-

wand an, ohne – und das ist die lakonische Auslassung – der Text irgendwo erwähnt hätte, dass sie sich umgezogen hätten. An dieser Schnittstelle bricht die ursprüngliche Imagination des Lesers zusammen: Die Gäste hatten auch vorher schon ein Hochzeitsgewand an. Sie waren bereits für den Fall der Fälle, gewissermaßen in stetiger Bereitschaft mit einem Hochzeitswand gekleidet. Zusätzlich kann der Mann die Frage nicht beantworten, warum er kein Gewand an hat. Er war also grundsätzlich nicht bereit. Da hilft auch die manchmal bei Exegeten zu findende Auffassung nichts, dass es bei jüdischen Hochzeitsmählern üblich gewesen sei, den Gästen am Beginn der Feier ein Hochzeitsgewand zu überreichen. Die Frage, warum der Mann kein Gewand anhat und die Frage nach dessen Fehlen nicht beantworten kann, bleibt. Die ursprüngliche Empörung des Lesers läuft daher ins Leere: Während die Pointe der lukanischen Version eher auf dem Aspekt des „Alle sind eingeladen“ liegt, betont die matthäische Variante die stetige Bereitschaft und Wachsamkeit.

Hier liegt ein klassischer Fall des lakonischen Stilmittels vor. Matthäus möchte den Leser empören und aufschrecken. Der Leser wird so Teil des Textes. Er ist mitten im Text. Er *ist* beim Hochzeitsmahl: Wie ist er gekleidet? Ist er bereit?

#### *b) Das Gleichnis vom verlorenen Schaf (Mt 18, 12–14/Lk 15, 4–7)*

Das Gleichnis vom verlorenen Schaf ist wohl eines der bekanntesten jesuanischen Gleichnisse. Es ist gleichzeitig auch ein Paradebeispiel seiner Verkündigung: In wenigen Sätzen bringt er die Sache auf den Punkt.

Bis auf wenige Unterschiede verlaufen die matthäische und die lukanische Version des Gleichnisses parallel. Jemand – an keiner Stelle wird gesagt, dass es ein Hirte ist! – hat einhundert Schafe. Nachdem eines fehlt – bei Matthäus hat es sich verirrt, bei Lukas hat es der Besitzer verloren – lässt der Eigner die neunundneunzig anderen zurück

und sucht das fehlende Schaf. Als er es gefunden hat, freut er sich übermäßig.

Dieses Gleichnis weist eine Fülle von Leerstellen auf: In der – sicher auch durch die kirchliche Verkündigungstradition geprägten – Vorstellung des Hörers ist es ein Hirt, der das Schaf suchen geht. Das Schaf selbst scheint in Gefahr, aus der es befreit werden muss. Wilde Tiere bedrohen es, oder es hat sich im Dornengestrüpp verfangen usw. Immer aber scheint das Schaf in irgendeiner Weise schuldig zu sein.

Nichts von dem steht im Text. Im Gegenteil: Die matthäische Version spricht vom Verirren des Schafes, also einem Vorgang, der erst einmal nicht auf einer Schuld des Schafes beruht. Bei Lukas liegt die Verantwortung sogar bei dem Besitzer, der das Schaf verliert. Wie auch immer: Es bleibt letztlich offen, auf welche Weise das Schaf verlost gegangen ist. Gerade hierin liegt die Lakonie. Da der Text sich über die Art und Weise des Verlorengehens ausschweigt, kommt der Akt des Findens in den Blick. Weniger die Relation von Schuld und Veröhnung steht im Mittelpunkt des Gleichnisses, sondern eher die Tatsache, dass Gott niemanden verloren gehen lässt – egal worin das Verlorengehen besteht.

Das Gleichnis vom verlorenen Schaf hat ein hohes identifikatorisches Potential. Der Leser identifiziert sich geradezu mit dem verlorenen Schaf, unabhängig davon, was er getan hat und wer er ist. Diese Identifikation ist möglich, weil der Text die Ursache des Verlorengehens lakonisch offen lässt. Wer möchte nicht von Gott gefunden werden? Und er wird gefunden!

### c) Das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32)

Auch dieses Gleichnis gehört zu den bekannten und viel gehörten. Ein Sohn erbittet den Erbteil seines Vaters. Er macht sich auf in ein fernes Land, wo es das Geld in kurzer Zeit verprasst. Am Tiefpunkt angekommen, kehrt er um zu seinem Vater, um bei ihm als Tagelöhner zu dienen. Der aber setzt ihn wieder in seine Rechte als Sohn ein

und feiert ein großes Festmahl. Der ältere Bruder, der in der bisherigen Erzählung keine Rolle spielte, protestiert gegen dieses Verhalten des Vaters. Er wurde vom Vater, obschon er ihm immer treu gedient hatte, scheinbar nie so reich beschenkt, wie der vermeintlich treulose jüngere Sohn. Der Vater weist ihn auf das fortwährende Geschenk der gemeinsamen Gemeinschaft hin und lädt ihn ebenfalls zum Fest ein.

Wie kein zweites Gleichnis macht das Gleichnis vom verlorenen Sohn (oder – je nach Lesart – vom barmherzigen Vater) deutlich, dass Gleichnisse mitunter multiple Pointen haben und nicht bloß ein einzelnes *tertium comparationis*. Und auch hier spielt das Stilmittel der Lakonie eine wichtige Rolle. Bei genauerem Hinsehen erweist sich das Gesamtgleichnis als die Erzählung einer *doppelten* Umkehr. Die Umkehr des sogenannten verlorenen Sohnes ist offensichtlich. Aber auch der ältere Bruder hat eine Umkehr vor sich. Er nimmt zum Zeitpunkt des erzählten Gespräches mit dem Vater noch nicht am Fest teil. Die Aufforderung des Vaters am Ende des Gleichnisses in V. 32 bleibt aber textintern unbeantwortet. Durch diese Lakonie wird der Hörer selbst angesprochen. Die an den älteren Bruder gerichtete Frage gilt jetzt ihm: Schließt er sich selbst vom Fest mit dem Verweis auf vermeintlich ältere Rechte aus oder kehrt er innerlich um und nimmt selbst teil am Freudenfest?

## 5. Dem Hörer trauen

Biblische Texte sind keine Gebrauchsanweisungen, die alles bis ins kleinste Detail regeln. Gott traut den Menschen, die sein Wort hören, etwas zu. Auch und gerade an den jesuanischen Gleichnissen kann man dieses „demokratische Prinzip“ des Wortes Gottes erkennen: Der Hörer wird in den Text hinein geholt. Gerade das Stilmittel der Lakonie als bewusst eingesetzte Leerstelle zeigt, dass es sich dabei um eine gezielte Strategie handelt. Die Mitarbeit des Hörers ist vorgesehen. Und er muss sich festlegen.

Die Lakonie selbst führt ihn vor diese Entscheidung, von der konsequenterweise dann auch die Verwirklichung des Reiches Gottes abhängt. Jesus mutet seinen Hörern damit Einiges zu. Die Verkünder und Prediger heute sind auch darin in seine Nachfolge gerufen.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> J. Jeremias: Die Gleichnisse Jesu. Göttingen 1984<sup>9</sup>, 9; ähnlich auch T. Söding: Gottes Geheimnis sichtbar machen. Jesu Gleichnisse in Wort und Tat, in: BiKi 63 (2008), 58–62, hier 62: „Die Gleichnisse sind eine zentrale Form der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu.“
- <sup>2</sup> Ein aktueller Überblick über Forschungsgeschichte findet sich bei M. Neubrand: Die Gleichnisse Jesu in der neutestamentlichen Forschung. Ein Überblick, in: BiKi 63 (2008), 89–93.
- <sup>3</sup> Vgl. H. Merklein: Die Jesusgeschichte – synoptisch gelesen. Stuttgart 1995, 108.
- <sup>4</sup> J. Jeremias: 15.
- <sup>5</sup> Zum Symbolbegriff siehe W. Kleine, „... und er belehrte sie in Form von Gleichnissen“ (Mk 3, 23): Anmerkungen zum Umgang mit Symbolen, Zeichen und Metaphern, in: Pastoralblatt 58 (2006), 79–84.
- <sup>6</sup> Üblicherweise wird in der textlinguistischen Literatur immer von Autor und Leser gesprochen. Da es bei den Gleichnissen aber vor allem um das Verkünden und Hören geht, wird hier dieses Begriffspaar verwendet, das analog aber auch auf die Relation von Autor und Leser angewendet werden kann.
- <sup>7</sup> Vgl. H. Merklein, a. a. O., 108.
- <sup>8</sup> Ebd.
- <sup>9</sup> Vgl. ebd.: „Die Gleichnisse arbeiten mit der Kraft der Bilder, die jenseits argumentativer Logik liegt. Die verwendeten Bilder besitzen in sich Evidenz und vermögen daher die Hörerinnen und Hörer zu ergreifen und in die zur Sprache gebrachte Gottesherrschaft zu verwickeln, so dass diese sich

im Akt der Rezeption – die Rezipienten ändernd – ereignet. (...) Das Gleichnis wird zur realen Setzung eschatologischer (symbolischer) Wirklichkeit.“ (Hervorhebungen im Original); ähnlich auch T. Söding, a. a. O.: 58, der am Beispiel des Gleichnisses des Propheten Nathan vor David (2 Sam 12, 1–6) feststellt, dass hier „durch eine frei erfundene Geschichte, die aber aus dem Leben gegriffen ist, Distanz vom Geschehen geschaffen“ wird, die „einen neuen Blick auf die Realität eröffnet“.

- <sup>10</sup> Zur Mitarbeit des Lesers/Hörers von Texten und der Kontrolle der intendierten Interpretation vgl. U. Eco: Lektor in Famula. München 1994<sup>2</sup>, 71; zur Aktivierung der Mitarbeit der Hörer von Gleichnissen siehe auch S. Bieberstein: Die bewegende Kraft der Gleichnisse. Schöpferische Leseprozesse und der Mehrwert von Metaphern, in: Biki 63 (2008), 63–67, besonders 64f.
- <sup>11</sup> Zitiert nach P. Goldsworthy: Wenn man vom eigenen Sohn in der Schule analysiert wird. Gedanken zu Maestro, in: ders.: Maestro. Wien 2007, 1\*-6\*, hier: 3\*.
- <sup>12</sup> Vgl. W. Iser: Der Lesevorgang, in: R. Warning (Hrsg.): Rezeptionsästhetik. München 1979<sup>2</sup>, 253–276, hier: 258.
- <sup>13</sup> Vgl. U. Eco, a. a. O.: 71, der feststellt: „Es handelt sich dabei nicht so sehr um Mitarbeit [des Lesers, W.K.] wie um Gewalt.“
- <sup>14</sup> Zur Differenzierung von „offenen“ und „geschlossenen“ Texten siehe ebd.
- <sup>15</sup> Ebd.
- <sup>16</sup> W. Iser, a. a. O., 263.
- <sup>17</sup> Vgl. U. Eco, a. a. O., 73.
- <sup>18</sup> Vgl. M. Schiefer Ferrari: „Leerstellen-Lektüre“ am Beispiel von Joh 20, in: KatBl 133 (2008), 62–67, hier: 67, der freilich nicht den Begriff „Lakonie“ verwendet, der Sache nach aber auf dieses Stilmittel rekurriert.
- <sup>19</sup> Vgl. J. Mense: Lakonischer Stil als Prinzip biblischen Erzählens. Blickverändernde Impulse für Religionsunterricht und Predigt, in: KatBl 121 (1996), 374–383, hier: 374.
- <sup>20</sup> Damit stehen die Gleichnisse im Übrigen in der jüdischen Tradition. So stellt J. Mense fest: „Es ist (...) auffällig, dass dieses Stilprinzip in besonderem Maße jüdische Autorinnen und Autoren kennzeichnet. Das wird seine Gründe haben. Das Judentum ist seit Jahrtausenden die Religion des Wortes. Im Streit um die Wahrheit der Thora (...) hat sich eine Kultur der diskursiven Annäherung einerseits, der narrativen Explikation andererseits herausgebildet. Beides zwingt zur Prägnanz, lässt aber Raum für das Nicht-Verfügbare und fordert geradezu heraus, teilzunehmen, mitzudenken und die Bedeutungen durch die eigene Imagination zu erfinden“ (a. a. O., 374f).
- <sup>21</sup> So auch M. Schiefer Ferrari, a. a. O., 67.

## Hinweis der Redaktion

Lange Zeit geht es gut. Aber dann sorgte die Urlaubsreise des Schriftleiters doch für einige Fehler. Im Juliheft ist der Autor des Artikels „Tempowechsel statt Geschwindigkeitsrausch“ nicht, wie auf Seite 209 angegeben, Michael Richardy, sondern entsprechend den Angaben auf der Titelseite sowie in der Redaktionsspalte **Andreas Fritsch**, Pastoralreferent und Leiter der Fachstelle Gemeindeberatung im Bistum Münster.

Des Weiteren war das Zitat von **Prof. Dr. Medard Kehl SJ** auf der letzten Seite („Auf ein Wort“) zweifach verfälscht wiedergegeben worden. Richtig muss es heißen: „*Und jedes Aufziehen und Erziehen von Kindern nährt sich zutiefst aus der Kraft dieses Ausgreifens in eine ideale menschliche Zukunft, deren Realität das Kind bereits wie ein ‚Gleichnis‘ vorwegnimmt.*“

Wir bitten beide Fehler zu entschuldigen.

Eberhard Kügler

# Sinus, aha.

*Gott ist die Liebe.*  
(1 Joh 16b/Benedikt XVI.)

*Die Liebe ist ein seltsames Spiel,  
sie kommt und geht von Einem zum Andern.*  
(Connie Francis)

## 1. Milieu und kulturelles Kapital

Als im Jahr 2002 Gerhard Haderers „Das Leben des Jesus“ erschien, war ich vom letzten Bild dieses Buches so angetan, dass ich es für einen kirchlichen Medienpreis vorschlagen wollte: Auf einer Wolke aus Weihrauch (darin enthaltenes Tetrahydrocannabinol spielt im Buch eine luzide Rolle, für die ideengeschichtliche Zuordnung verweise ich auf diesbezügliche Ministrantenwitze und sachlich auf aktuelle Untersuchungen) liegt Jesus völlig entspannt neben Bob Marley, der lachend auf ihn einredet. Davor Brian Jones an einer Harfe, Janis Joplin tanzt mit einem Gitarre spielenden John Lennon, nur Jimi Hendrix schaut sich etwas missmutig nach zwei Neuankömmlingen um. Für einen Menschen meiner Generation und Biografie das offensichtliche Bild des Olymps der Heroen der Rockmusik mit Jesus als zentraler Figur – kaum anders zu verstehen denn als ehrfürchtige Verneigung vor ihm; somit für einen Liebhaber von Darstellungen des geöffneten Himmels in Barockkirchen, der ich bin, ein geniales Zitat.

Der Empfehlungsbrief an meinen Ortsbischof war fertig geschrieben, als ich völlig überrascht der Presse entnahm, dass Vertreter der Österreichischen Bischofskonferenz das Buch und Haderer der Blasphemie bezichtigten. Ich habe den Brief nicht mehr abgeschickt. Aber weshalb diese so unterschiedliche Bewertung der Ikonografie? Ist

mein ländlich-bayerisch geprägter Katholizismus so liberal, dass er die Gefahr der Verunglimpfung höchster Glaubensgüter in Wort und Bild nicht wahrnimmt?

Wahrscheinlicher ist, dass die österreichischen Bischöfe diese Ikonografie nicht nur deutlich abweichend von meiner Sicht bewertet haben, sondern sie vermutlich nicht hinreichend verstehen konnten. Verstehen von Bildern ebenso wie von anderen Formen der Kunst, aber auch des Alltags und der benutzten Symbolisierungen basiert nämlich auf dafür vorgehaltenem „kulturellem Kapital“ (im Unterschied, aber oft in Beziehung zum wirtschaftlichen Kapital). Mit diesem Begriff beschrieb der Anthropologe Pierre Bourdieu eine wesentliche Voraussetzung der Mechanismen sowohl der Eigendarstellung als auch der wechselseitigen Abgrenzung innerhalb sozial geschichteter Gesellschaften. Seinen individualisierten Ausdruck findet dieses kulturelle Kapital im „Habitus“, also dem gesamten Auftreten einer Person durch Lebensstil, Sprache, Kleidung und Geschmack. Am Habitus einer Person lässt sich ihr Rang oder Status in der Gesellschaft ablesen. Personen mit ähnlichem oder gleichem Habitus bilden ein Milieu.

Was österreichische Bischöfe sicher vom Schreiber dieses Artikels trennt, ist ein unterschiedliches kulturelles Kapital. Kulturelles Kapital ist exklusiv, wird also frei nur innerhalb je eines Milieus ausgetauscht und gegen andere abgeschottet. Milieus sind zudem, wie erwähnt, keineswegs gleichwertig, sondern dienen dazu, Gesellschaften hierarchisch eindeutig und mit unmittelbarem Wiedererkennungswert für ihre jeweiligen Mitglieder zu differenzieren. Nicht von ungefähr entstammt der Begriff ursprünglich der soziologisch orientierten Anthropologie, idealtypisch ist der (in diesem Fall ausdrücklich nicht wertende!) Bezug auf die Kastenstrukturen der indoeuropäischen Gesellschaften Spartas und Indiens.

In der von Deutschen Bischofskonferenz in Auftrag gegebenen Studie des Heidelberger Marktforschungsinstituts Sinus, die qualita-

tiv die „religiösen und kirchlichen Orientierungen“ in Deutschland untersucht hat, werden die Milieus als entsprechend selbstreferenzielle Systeme mit eigenen Codes und Programmen definiert. Sie hält fest: „Ein wirkliches wechselseitiges Verstehen zwischen Menschen aus verschiedenen Milieus ist nicht oder nur begrenzt möglich“ (7). Wer je in Indien gelebt hat, weiß: Man erkennt die Kaste des Anderen unmittelbar, der weitere Umgang ist dann je nachdem freundschaftlich oder herb distanziert.

Nehmen wir an – und dafür sprechen gute Gründe – die zitierte Feststellung der Studie stimmt. Wenn nun die Mehrheit der Bischöfe, nicht nur der österreichischen, einem gleichen Milieu entstammt, das durch Ausbildungs- und Karriereweg abgesichert wird (eine herausragende Funktion des „kulturellen Kapitals“), dann reicht auch bei ihnen guter Wille nicht aus, die religionsbezogene Ikonografie eines für sie fremden Milieus zu verstehen. Was tun?

Die meisten der mir bisher bekannten Aufsätze zur Studie verlangen als Konsequenz aus den Ergebnissen von den kirchlich Verantwortlichen wieder einmal Gewaltiges: Umstellung der Pastoral, Abkehr vom Pfarrprinzip, reflektierende Gemeindebetrachtung von einem bewusst eingenommenen Außenstandpunkt. Auf den Konsumismus gelte es zu reagieren, der im Zusammenspiel mit den Medien den Grund lege für eine sich beschleunigende Kirchenferne nahezu aller Milieus. Gleichzeitig biete die Darstellung der Milieus als seelische Landkarte der Menschen der Gegenwart endlich Orientierung für Seelsorgeteams.

Und drinnen in den Milieus waltet auch noch eine begrifflich diffuse Ästhetik.

Das in all dem enthaltene Potenzial an pastoraler (Selbst)Reflexion und Kritik ist beachtenswert, verweigert sich aber den eigentlich notwendigen Konsequenzen. Dies deshalb, weil die oben angeführte und den Einzelanalysen vorangestellte Feststellung aus der Studie nicht berücksichtigt wird. Ich

möchte sie deshalb wiederholen: „Ein wirkliches wechselseitiges Verstehen zwischen Menschen aus verschiedenen Milieus ist nicht oder nur begrenzt möglich“. Damit ist die zentrale Botschaft der Studie nicht: Die Kirche hat nur noch Zugang zu wenigen Milieus, also schult Leute für eine Neuevangelisierung der anderen um! Sondern: Bleibt in den Milieus, die ihr versteht, aber sucht euch Menschen aus anderen Milieus, die sich von den gegenwärtig dominierenden in der Kirche nicht unmittelbar abschrecken lassen (es gibt diese Menschen), nehmt sie wirklich ernst – und vertraut darauf, dass sie wissen, wie sie in ihrem jeweiligen Milieu funktionierende Kontaktstellen zur Kirche aufbauen können.

Die Suche wird zweifelsohne nicht leicht. Denn nicht nur Bischöfe sind „milieuhomogen“. Nahezu alle kirchlichen Mitarbeiter, ebenso wie Gruppen und Gemeinschaften von „Wir sind Kirche“ bis hin zu Opus Dei, sind sich hinsichtlich der Milieus, denen sie entstammen, bedeutend ähnlicher, als sie sich zugestehen. Erneut der Vergleich mit Indien: Selbstverständlich entstammen die Führungskader aller indischen Parteien, auch der Maoisten, weitgehend homogen den Kasten der Brahmanen oder Ksatriyas, Kastenlose haben dagegen selten eine Chance. Alfred Lorenzer sprach in seinem Buch „Das Konzil der Buchhalter“ bereits 1981, noch in der Zeit der Auseinandersetzung um den Entzug der Lehrerlaubnis für den Tübinger Theologen, von der katholischen Kirche als einer Weltanschauungsgemeinschaft Küng – Woytila. Genau so stellt sich die katholische Kirche trotz aller Fraktionierung von außen gesehen (und bei veränderter Rollenbesetzung) bis heute dar – und verschreckt viele, die sich jenseits dieser im Grunde engen Grenzen bewegen.

Nicht eine erneute Binnenschau mit reformierten Pastoralplänen und dem sowieso permanent überlasteten Personal bringt also weiter. Der unerschrockene Blick auf die Gesellschaft ist zielführend. Hier lässt sich von der Medienforschung viel lernen. In

meiner dilettantischen Sicht sind auch nicht Evangelisierung und Missionierung vorranglich. Es gilt, unbekanntes Terrain erst einmal unvoreingenommen wahrzunehmen. Mut ist gefragt und endlich ein Akzeptieren des komplementär und komplettierend zu verstehenden „allgemeinen Priestertums der Gläubigen“.

## 2. Konkretionen

### *a) Beispiel 1: Wie es läuft*

Nehmen wir ein Beispiel aus Hamburg: Im Rahmen der Renovierung des Mariendoms entstand der Vorschlag, über ein improvisiertes, dennoch urbanes Container-Cafe die Menschen aus St. Georg ebenso wie Passanten über die Planungen und Entwicklungen zu informieren. St. Georg ist sicherlich einer der lebendigsten, kulturell buntesten und unter Milieugesichtspunkten komplexesten Stadtteile innerhalb einer deutschen Stadt. Eher zufällig ergab sich einige Zeit nach Beginn dieser Überlegungen, dass möglicherweise dafür das „Cafe Arte“, das im Rahmen der Skulpturenausstellung 07 in Münster auf dem Museumsvorplatz eine mit der obigen Funktion vergleichbare glänzend erfüllte, anzukaufen und zu nutzen sein könnte. Entsprechende Vorschläge wurden formuliert und vorgetragen. Vermutlich aufgrund von Finanzierungs- und sonstiger Bedenken kam es nur zu einer „kleinen Lösung“, der Aufstellung eines Containers auf dem Domplatz, der die Funktion eines überdimensionierten Schaukastens erfüllt – mit vergleichbarem medialem Erfolg und unter weitestgehendem Ausschluss der diversen Milieuöffentlichkeiten.

Das „Cafe Arte“ aus Münster wurde inzwischen für sehr wenig Geld an einen Architekten verkauft, der diesen ästhetischen, mobilen Raum zukünftig als repräsentativen Empfangs- und Kommunikationsraum nutzen wird.

Die Einbindung jener Gruppe von Menschen, die dem Projekt „Cafe“ positiv ge-

genüberstanden, hätte eine Öffnung der Entscheidungsstruktur und damit möglicherweise eine sachgerechtere Entscheidung zur Folge haben können. Natürlich sind Entscheidungsstrukturen bei Großprojekten sinnvollerweise klar und verantwortungsbezogen strukturiert. Aber für die kirchliche Kreativität hinsichtlich der Zuhilfenahme fremden Wissens sollte – ad fontes – 1 Thess 5, 21 die entscheidende Richtschnur sein!

### *b) Beispiel 2: Wie es gehen könnte*

Zurück zur Frage: Was tun? Am Beispiel der Gemeinde, zu der ich gegenwärtig zumindest territorial gehöre: Seit einigen Monaten steht fest, dass die Ordensgemeinschaft, die bisher Pfarrer und Kaplan für die aus zwei räumlich weit getrennten Teilgemeinden bestehende Pfarrei stellt, bald an eine Kirche in einem sozialen Brennpunkt in Hamburg wechseln wird. Es ist eine Chance, dass für die Mitglieder der Pfarrei seither unklar ist, wie die Nachfolgeregelung aussieht! Denn möglich wäre meines Erachtens folgendes Experiment: Zunächst wird die Pfarrei nicht mit einem Priester oder Diakon neu „besetzt“, sondern Ehrenamtliche (es gibt z. B. mehrere ausgebildete Theologen, die nicht im kirchlichen Dienst sind, aber schon jetzt bei Bedarf oder Interesse in Gruppen aktiv sind), versuchen, die Arbeit zu strukturieren und dabei die Impulse aus der Sinus-Studie aufzunehmen. Die Gemeinde ist multikulturell (Vietnamesen, Inder, Schwarzafrikaner, Westfalen und Bayern neben Holsteinern der zweiten Generation). Seit langen Jahren bestimmt eine sehr aktive Kolpingsfamilie das Gemeindeleben, hat vieles bewegt, kämpft aber nun auch mit Überalterung und Marginalisierung. Denn die Milieus differenzieren sich durch starken Zuzug von jungen Familien in diesen Vorort von Hamburg deutlich und sehr rasch und ebenso schnell verändert sich der Rahmen für die pastorale Arbeit.

Doch gerade das ist spannend! Denn zusammen mit einem Verantwortlichen aus

dem Pastoralamt zur Unterstützung und direkt dem Bischof gegenüber verantwortlich ließe sich quasi in einer Laborsituation versuchen, das Gemeindeleben auf diese Milieus orientiert zu organisieren. Gemeinsam mit den zuständigen kirchlichen Dienststellen könnten Kontaktbereiche und -personen für die in der Pfarrei vorhandenen Milieus bestimmt, Schwerpunkt- und Zielgruppen festgelegt und Gemeindeleben daraus als „Work in Progress“ gestaltet werden. Zentrum für den Zusammenhalt sicherlich sehr unterschiedlicher Interessen und Aktivitäten kann die sonntägliche Eucharistiefeier mit wechselnden, aber wohlgesonnenen Priestern sein. Wohlgesonnen bedeutet in diesem Zusammenhang, dass sie unterschiedlichste Gestaltungen (möglicherweise bis hin zur „außerordentlichen Form“) ohne erkennbaren Widerwillen mit einer Gemeinde feiern, der sie nicht in allen Alltagsfragen vorstehen. Nach einem vorher festzulegenden Zeitraum sind praktische Ergebnisse oder zumindest Erfahrungen einer priesterlosen Gemeinde auszuwerten. Wäre das zum jetzigen Zeitpunkt nicht einen entspannten Probelauf wert – mit der Option zu sofortiger Beendigung des Experiments bei ernststen Schwierigkeiten – bevor die Entwicklung zu vergleichbaren Versuchen ohne Rückholmöglichkeit zwingt?

# Nahe bei den Menschen

## Zur Pastoral der Zukunft

(„Lust auf Leute, die anders sind“)

*Versuch eines Diskussionsbeitrages*

Die Artikel in verschiedenen Ausgaben des „Pastoralblattes“ der letzten Monate über die Pastoral nach den Ergebnissen der „Sinusstudie“ blieben zunächst für mich verwirrend.

Das lag sicher auch daran, dass ich mich als Theologe mich schwer tat mit dem Soziologendeutsch, das von den Schreibern der Artikel<sup>1</sup> nicht in eine für pastorale Praktiker verständliche Sprache übersetzt wurde.

Nach mehrmaligem Lesen der genannten Artikel und vor allem nach der Lektüre des Diskussionsbeitrages von Anton Jansen<sup>2</sup> im Pastoralblatt stieg in mir die Neugierde und der Wunsch nach einem besseren Verständnis der „Sinusstudie“.

Hilfreich war dabei ein Artikel von Michael Dorndorf mit der Überschrift: „Lust auf Leute, die anders sind“.<sup>3</sup>

Und dann stieß ich schließlich auf den von M. Ebertz und H.-G. Hunstig herausgegebenen Band „Hinaus ins Weite – Gehversuche einer milieusensiblen Kirche“<sup>4</sup> als gewisse Vorbereitung auf den Katholikentag in Osnabrück.

Sowohl in dem Artikel von A. Walek und B. Wunder als auch im Beitrag der Neuen Kirchenzeitung und im erwähnten Buch „Hinaus ins Weite“ wird hingewiesen auf Beratungen von Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat der Katholischen Kirchengemeinde Troisdorf-Oberlar bei Bonn in Zusammenarbeit mit Referenten des Generalvikariates Köln über Umbau und Nutzung von Kirche und Gemeinderäumen, Außenanlagen etc. der betreffenden Gemeinde.

Anhand der in der Sinusstudie vorgestellten verschiedenen Milieus werden Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand einer Pfarrei davon überzeugt: „Der Kirchenbaukörper, die Außenanlagen und die Aushänge teilen ästhetisch gesehen Signale wie Sicherheit, Stabilität, Wahrhaftigkeit, Schutz und ein Entweder-Oder mit. Aushänge können im Wesentlichen nur bereits Zugehörige verstehen, weil die verschiedenen Informationen und Gruppen eher für Mitglieder entworfen sind“.<sup>5</sup>

Fazit der Überlegungen der erwähnten Gremien an jenem Abend: „Wir haben vor diesem Hintergrund keine Zukunftschancen, wenn wir so weitermachen wie bisher. Wir müssen uns pastoral öffnen und dies im künftigen Kirchengebäude, in den Außenanlagen und in unserer Gemeinde abbilden“, oder „wir müssen transparenter werden, was die Informationen angeht“ und „wir müssen ein Ort der Begegnung für die Menschen in unserem Stadtviertel werden“.<sup>6</sup>

Im Beitrag von A. Walek und B. Wunder wird der Eindruck erweckt, dass Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand gemeinsam mit den Referenten des Kölner Generalvikariats an einem einzigen Abend mit Hilfe der Sinusstudie erkannten, dass Kirche, Gemeinderäume, Außenanlagen, Schaukästen etc. nicht einladend wirken und dass die Nutzung der Kirche und der Gemeinderäume neu überlegt werden müsse.

Meine persönliche Schlussfolgerung:

Um festzustellen, dass ein Kirchengebäude, Außenanlagen, Schaukasten etc. ansprechend und einladend auch für „Fernstehende“ etc. wirken, brauche ich die komplizierten Aussagen der Sinusstudie nicht. Das können Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat auch ohne solche Überlegungen entdecken und das entsprechend ändern. Aber vielleicht brauchen diese Gremien doch von außen (eben etwa von der Seelsorgeabteilung) den Anstoß zu solchen Überlegungen. Insofern ist die Beschreibung des genannten Projektes nicht ohne Wirkung.

Die Beschäftigung mit pastoralen Folgen aus der Sinusstudie hat mich zu ver-

schiedenen Überlegungen und Fragen geführt: Zu welchem Milieu gehörst du denn selbst? Zu welchen Milieus gehören die Verwandten, vor allem Großnichten und Großneffen mit Anhang?

Zu welchen Milieus gehören all die Alten und vor allem die Jungen, mit denen du noch Kontakt hast?

Und da stellte ich mir die Frage: Wie sieht es eigentlich hier vor Ort aus: Im Hamburger Stadtteil St. Georg, dem sehr bunten Stadtteil Hamburgs, multikulturell, problematisch und zugleich sympathisch: in ihm finden sich wohl alle Milieus der Sinusstudie.

Und mitten in diesem Stadtteil steht die Kathedrale des Erzbistums, zu dem auch die Länder Schleswig-Holstein und Mecklenburg gehören.

Was gibt es da für Perspektiven für eine Pastoral der Zukunft?

Auf zwei Fragen versuche ich zu reagieren:

1. Wie einladend wird die Renovierung der Kathedrale für Stadtteil und Bistum gelingen?
2. Wie kann im größten Flächenbistum Deutschlands Seelsorge und Verkündigung der frohen Christlichen Botschaft geschehen angesichts der notwendig gewordenen „Fusion“ von bisher selbständigen Kirchengemeinden. Und das alles in einer extremen Diasporasituation (in manchen Teilen bis zu 5%, in anderen Teilen 10–12% katholische Christen)?

## 1. Beispiel Hamburg

Zurzeit wird der Mariendom in Hamburg renoviert und ein zusätzlicher Anbau für Sakristei und „Kreuzgang“ errichtet. Das Ganze, insbesondere der „Kirchenraum“ selbst wird sehr einladend werden. Der große Vorplatz ist leider eingegrenzt von großen Bäumen, die den Blick auf den Dom durch ihr Blattwerk meist verdecken. Die „Aushänge“, das heißt Schaukästen, sind tatsächlich angelegt für „bereits Zugehörige“ und sprechen Touristen, Neugierige und „Fremde“ kaum an.

Für die Festwoche zur Neueröffnung im November diesen Jahres ist angedacht, ein kleines „Informationscafé“ zu installieren, um den vielen Leuten, die vorbei kommen, Informationen über den Mariendom und vor allem über das junge Erzbistum Hamburg zu geben.

Meines Erachtens wäre es ohne großen Aufwand möglich, das zum Beginn der Bauarbeiten eingerichtete „Häuschen“ mit Aushängen zur Renovierung zu erweitern zu einem kleinen Informations- oder Kirchencafé, besetzt mit ehrenamtlichen Helfern, die Antwort geben können auf alle möglichen Fragen zum Mariendom und zum Erzbistum. Schon jetzt stehen vor dem „Häuschen“ immer wieder Leute, die sicher auch Fragen haben nicht nur zum Mariendom, sondern auch zum Erzbistum und zur Kirche überhaupt. Besser noch wäre es allerdings, einen kleinen „Glaspavillon“ zu errichten – etwas zurückversetzt in die rechte vordere Ecke des Domplatzes (ähnlich dem Pavillon auf dem Ossietzkyplatz an der Langen Reihe hier in Hamburg im Stadtteil St. Georg)

Somit bin ich also den beiden Autoren des Artikels im Pastoralblatt 2/08 dennoch dankbar für ihre Überlegungen.

Die am Ende des Artikels von A. Walek und B. Wunder angestellten pastoraltheologischen und pastoralpraktischen Überlegungen führten dann schließlich zurück zu einem Artikel von B. Wunder mit der Überschrift „Die Begegnung des Anderen“. Zunächst war ich bei der Lektüre dieses Artikels enttäuscht über die sehr theoretischen Ausführungen der Autoren.

Erst der Diskussionsbeitrag meines Namensvetters Anton Jansen<sup>7</sup> brachte mich dazu, den Artikel noch einmal zu lesen, was mich aber nicht zufriedener stimmte. Stutzig haben mich jedoch die Überschrift „Die Begegnung des Anderen“ und die letzten Ausführungen zu dieser Überschrift gemacht. Ich hätte lieber formuliert: „Begegnung mit den Anderen“: Begegnung mit den Anderen in meiner Umgebung, in der Gesellschaft, in den verschiedenen Milieus, um

sie mit der guten Botschaft Jesu in Kontakt zu bringen. Begegnung mit allen in meiner Umgebung, in der Nachbarschaft, in den Freundes- und Bekanntenkreisen. Mit dem Satz von B. Wunder „In der Begegnung des Anderen geht es in erster Linie um Verantwortung für den Anderen.“<sup>8</sup> kann ich etwas anfangen. Dem Satz „In der Begegnung des Anderen wird jede Form von Identität hinter die Verantwortung für den Anderen gestellt, wie es in der Aussage von Gott, der den Fremden liebt, und von Christus, der sich jemandem zu erkennen gibt, intendiert ist [...]“<sup>9</sup> kann ich jedoch nicht zustimmen.

In der Begegnung mit dem Anderen gebe ich doch meine „Identität“, mein „Selbstsein“ nicht auf. Aber ich bin offen für die Begegnung mit dem Anderen, den ich nicht ablehne, sondern für den ich in seiner Situation Verständnis zeige, usw.

Wenn ich bisherige „Pfarreien“, die zu einer „Großpfarre“ zusammen gelegt werden, ermuntere, die eigene *Identität* als „Gemeinde“ mit allen bisherigen Aktivitäten zu erhalten beziehungsweise in gleichzeitiger Vernetzung mit anderen „Gemeinden“ in der neuen Großpfarre zu erweitern, geht es immer *auch* um die Offenheit für den Anderen, um ein Mit-Sorgen um die, die bisher weniger Kontakt zur Gemeinde hatten, geht es um das Sich-Kümmern um die „Fremden“, die von Gott geliebt werden, und um alle anderen, in denen sich Christus uns zu erkennen gibt. „In solcher ‚zentrierten‘ Vernetzung bleiben die verschiedensten Gruppen und Initiativen sie selbst und gewinnen gerade so die Freiheit und Selbständigkeit der Kinder Gottes. Mein Wunsch ist, dass die erweiterten, vergrößerten Pfarreien mehr Raum schaffen für die vielen verschiedenen Formen kirchlichen Engagements, von den kirchlichen Bewegungen bis zu den Sozialverbänden, von den speziell milieuorientierten Angeboten bis hin zu Orten intensiver Gottesverehrung. Die neuen Pfarreien werden (mehr) Platz schaffen auch für solche Initiativen.“<sup>10</sup>

Ich meine also: Begegnung mit den Anderen kann das Schlüsselwort für eine zu-

künftige Pastoral sein. Dieser Gedanke ver-söhnt mich schließlich mit dem genannten Artikel von B. Wunder. In der Begegnung die Anderen mit der Botschaft Jesu vertraut machen und sie „integrieren“!

(*Aber*: Entsteht aus den Aussagen der Kirche nicht zu leicht der Eindruck, dass andere von vorneherein aus dieser integrierenden Gemeinschaft ausgeschlossen sind? Ich denke da etwa an die wiederverheiratet Geschiedenen, die sich zwar zur Gemeinde gehörig fühlen wollen und sollen, aber nicht die heilige Kommunion empfangen dürfen. Ich denke da auch an die Homosexuellen, für die die Kirche nicht immer das verstehende und geeignete Vokabular findet. Wenn ich kirchliche Aussagen zur Sexualmoral lese und *dann* höre, was ein heranwachsender Jugendlicher dazu denkt, kann ich nachvollziehen, dass er sich darin nicht wiederfindet und die Aussagen nicht teilt. Der Katalog der „schweren Sünden“ ist lang, die Vorschriften umfangreich – nur: es hält sich doch kaum jemand daran.

Das Erfreuliche allerdings ist, dass zum Beispiel junge Paare, von denen die meisten vor der Ehe zusammen gelebt haben, trotzdem um eine kirchliche Eheschließung bitten, weil sie ihre Ehe unter den Segen Gottes stellen wollen. Sie fühlen sich der Kirche verbunden und wollen es zukünftig auch bleiben.

Wäre es nicht dienlicher, wenn die Kirche in ihren Äußerungen die gesellschaftlichen Fakten mehr berücksichtigt, um für Begegnung mit „den Anderen“ offener zu sein und so an den befreienden Inhalt des Evangeliums und die „heilende Güte Gottes“ zu erinnern? Ich denke an ein Interview, das Papst Benedikt XVI. einigen Journalisten im August 2006 in Castel Gandolfo gegeben hat. Da sagte er: „Der Katholizismus ist nicht eine Ansammlung von Verboten, sondern eine positive Option. Und die wieder sehen ist ganz wichtig, weil die fast ganz aus dem Blickfeld verschwunden ist.“<sup>11</sup>)

Zum gesamten Fragenkomplex ist das Heftchen des Zentralkomitees der deutschen

Katholiken (ZdK) sehr anregend und hilfreich.<sup>12</sup> Da heißt es zum Beispiel: „Unsere Gesellschaft verändert sich stetig. Es entstehen neue kulturelle Lebenswelten und Milieus, zu denen unsere Kirche mit vielen gewohnten und vertrauten Lebensformen den Anschluss verloren hat oder denen sie sich – unbewusst oder sogar bewusst – verweigert“.<sup>13</sup>

## 2. Pastoral in sogenannten fusionierten Gemeinden

Als wir im Erzbistum Hamburg 2003 vor allem wegen der knapper werdenden Finanzen mit dem sogenannten Konsolidierungs- und Restrukturierungsprozess begannen, gelang es uns nicht, diese Prozesse mit dem etwas später beginnenden „Pastoralgespräch“ richtig zu verbinden. Dennoch lief beides – wenn auch zum Teil eben nebeneinander her – im Rückblick erfolgreich zu einem vorläufigen guten Ergebnis, wenn auch beide eine Fortsetzung oder Fortschreibung erfordern. Im Nachhinein möchte ich allerdings bemerken, dass die Wortwahl „Restrukturierungsprozess“ in Verbindung mit dem Konsolidierungsprozess nicht glücklich war. Was haben wir eigentlich „restrukturiert“? Offensichtlich die „kleinere“ Gemeinde zur großen Pfarrei!

Tatsächlich hat das Erzbistum bisherige selbständige „Kirchengemeinden“ beziehungsweise Pfarreien „zusammengelegt“ zu neuen, vorwiegend „Großpfarreien“. Die bisherigen Kirchengemeinden (Pfarreien) verloren ihre Selbständigkeit und bilden nun als fusionierte Kirchengemeinden die neue „Großpfarrei“ mit neuem Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat (wobei durchaus sogenannte „Ortsausschüsse“ oder dergleichen blieben).

In anderen Diözesen ist das mit „Pfarrverbänden“ oder „Gemeinschaften von Gemeinden“ etc. anders verlaufen, oder auch ähnlich, wobei offensichtlich in „Pfarrverbänden“ oder „Gemeinschaften von Pfarreien“ sicher oft auch die bisherige „Selbstständigkeit“ (mit eigenem Kirchenvorstand

und Pfarrgemeinderat) erhalten blieb. Das hätte ich mir im Nachhinein auch für einige wenige der in unserem Bistum zusammengelegten Pfarreien denken können.

Dennoch: Der sogenannte Konsolidierungsprozess im Erzbistum Hamburg inklusive der Zusammenlegung von bisher selbständigen Pfarreien zu einer „Großpfarrei“ mit *einem* neuen Kirchenvorstand und *einem* neuen Pfarrgemeinderat ist im Großen und Ganzen gut gelungen, ganz erstaunlich gut gelungen. Das allerdings gelang nur durch die Bereitschaft und Mithilfe der Priester und der pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und natürlich auch der betroffenen Kirchengemeinden in Solidarität mit Erzbischof und Generalvikar. Dabei ist die Einbeziehung und Beteiligung im Prozess der Zusammenlegung vielleicht die wichtigste Komponente.

In diesem Zusammenhang war und ist natürlich die Zuteilung der Kirchensteuermittel für die neuen „Großpfarreien“ wichtig. Die Zuteilung etwa für den *Erhalt des Kirchengebäudes und der Pfarrräume nur für den sogenannten „Pfarrrestandort“* bleibt meines Erachtens durchaus fragwürdig, schon aus psychologischen Gründen.

Da werden etwa zwei gleichgroße bisherige Pfarrgemeinden zu einer neuen „Pfarrei“ zusammengelegt. Nach vielen Überlegungen im Geistlichen Rat, im Priesterrat und nach Anhörung der bisherigen Pfarreien wird vom Bischof verfügt, dass die bisherige Pfarrei A der neuen „Groß“pfarrei den Namen gibt und „Hauptstandort“ mit Wohnsitz des Pfarrers sein wird, die bisherige Pfarrei B wird „Filialkirche“, wengleich sie von der Größe und Lebendigkeit mit der Pfarrei A gleichziehen kann. Wenn nun die Zuteilung der Kirchensteuermittel für Erhalt der Gebäude nur für die bisherige Gemeinde A bemessen und gegeben wird, fühlt sich die bisherige Gemeinde B voll benachteiligt und ahnt: Irgendwann sind wir dann dran und verlieren Kirche und Gemeinderäume. Das lähmt und wirkt verletzend. Und was geschieht, wenn sich herausstellt, dass die bisherige Pfarrei B sich als die lebendigere und

überlebensfähigere „Kirchengemeinde“ erweist?

Meines Erachtens müsste man da ein anderes System der „Kirchensteuermittelzuweisung“ entwickeln, zum Beispiel, dass der neuen „Großpfarrei“ die Kirchensteuermitel für *Erhalt von Kirchen und Gebäuden* übergeben werden. Der Kirchenvorstand der „Großpfarrei“ entscheidet mit Hilfe der Fachberater des Erzbistums, wie die Mittel verwendet werden.

Ich bin mir bewusst, dass manche in der Verwaltung des Erzbistums und speziell in der Abteilung Kirchengemeinden mich jetzt diesbezüglich kritisieren und sagen: „Es läuft alles viel besser, als Sie sich das vorstellen“.

### 3. „Pfarrei“ und „Gemeinde“

Noch ein Wort zur Terminologie „Pfarrei“ und „Gemeinde“. Vor meiner Anstellung als Leiter des Seelsorgeamtes war ich in verschiedenen Gemeinden Kaplan und Pfarrer und Dechant in Gemeinden der Diaspora Schleswig-Holsteins. Bei der Neugründung des Erzbistums Hamburg 1995 wurde ich zum Leiter des Seelsorgeamtes berufen, das wir aus Bescheidenheit „Pastorale Dienststelle“ nannten. Da war ich mitverantwortlich für all das, was im Erzbistum Hamburg geschah, schließlich auch noch, was die Zusammenlegung von Pfarreien, also den „Konsolidierungsprozess“ betraf. Nach meiner Pensionierung sehe ich, wie man aus den bisherigen Ausführungen entnehmen kann, einiges doch kritisch.

Nach meiner Pensionierung im Jahre 2004 wurde ich gebeten, für etwa 1 Jahr Pfarradministrator zweier etwa gleich großer Pfarreien in Schleswig Holstein zu sein. Diese zwei Pfarreien hatten schon seit Jahren einen Pfarrer mit einem Pastoralreferenten und einer Gemeindefereferentin. Und gerade in dieses Jahr fiel die Zusammenlegung der bisherigen zwei selbständigen Pfarreien. Die formalen Akte dafür musste ich durchführen. Das war keine Schwierigkeit. Die Schwierigkeit bestand eher im Selbstver-

ständnis der bisher „selbständigen“ Pfarreien.

Im Verlauf dieses Jahres merkte ich, dass die bisherigen zwei Pfarreien Wert darauf legten, je eigene „Gemeinde“ zu bleiben mit eigener Identität und eigenen Aktivitäten. Ich habe beide Gemeinden darin bestärkt mit dem Hinweis, die Zusammenarbeit innerhalb der Pfarrei auf manchen Gebieten noch mehr zu suchen und zu fördern. Das war zum Beispiel schon geschehen etwa im Rahmen der Vorbereitung auf Erstkommunion und Firmung. Die Gemeinden liegen circa 16 Kilometer voneinander entfernt.

Ähnliche Erfahrungen machte ich dann anschließend bei der Zusammenlegung von 3 bisher selbständigen Pfarreien, auch in Schleswig Holstein. Da hatte ich für ein halbes Jahr die Vertretung für einen vorgesehenen Kaplan übernommen. Ich merkte, dass die bisherigen teils selbständigen „Pfarreien“, von denen zwei sich schon über Jahre hin einen Pfarrer „teilten“, Wert legten auf eine eigene Identität usw. Die verhältnismäßig reibungslose „Zusammenlegung“ der bisher selbständigen „Pfarreien“ zu einer neuen Großpfarrei mit dem Erhalt der Gemeinden gelang, weil vor Ort, das heißt in den Gemeinden jeweils hauptamtliche pastorale Mitarbeiter(innen) waren, die als Ansprechpartner den Gemeindegliedern bekannt waren.

Solche Ansprechpartner(innen) müssen nicht nur Priester oder Pastoral- oder Gemeindefereferenten sein. Auch „Pfarrsekretärinnen“ in Gemeinden können solche Ansprechpartnerinnen sein, die sicher dann entsprechende Fortbildungen brauchen. Warum könnten nicht in Zukunft auch Ehrenamtliche eine solche Funktion als Ansprechpartner übernehmen mit entsprechenden Ausbildungen oder Qualifizierungsmaßnahmen und mit einer gewissen Aufwandsentschädigung?

Mir scheint es wichtig zu sein, dass vor allem in den Diasporagebieten mit weit voneinander gelegenen „Gemeinden“ Ansprechpartner da sind, an die sich Gemeindeglieder wenden können. Das meine ich mit der Forderung nach „menschennaher Pasto-

ral“. Da können doch verhältnismäßig gut entsprechende Beziehungen und Gespräche dezentral vermittelt werden.<sup>14</sup>

#### 4. Nähe zu den Menschen

Dass dann auch Überlegungen angestellt werden müssen, dass Wortgottesdienste ohne Priester, „offene Kirchen“, Gebetsgruppen und Gesprächsgruppen installiert werden könnten und sollten, erscheint mir selbstverständlich. Und ich kann mir nicht denken, dass das große Schwierigkeiten bereiten sollte. Solche Maßnahmen haben wir für „Notfälle“ schon vor 20 bis 30 Jahren in Schleswig Holstein angedacht und ausgeführt. Mitbrüder in Mecklenburg könnten dafür noch viel bessere Hinweise geben.

In anderen Diözesen Deutschlands hat man auf die Herausforderungen anders reagiert. Das ist verständlich, weil die jeweilige Situation unterschiedlich ist. Da ist dann von „Pfarrverbänden“, „Gemeinschaften von Pfarreien“ etc. die Rede mit unterschiedlicher Organisation von Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat.

Bei all dem bleibt entscheidend die Nähe zu den Menschen. Wenn Kirche sich aus der Fläche zurückzieht, das heißt ohne Ansprechpartner vor Ort (wie oben beschrieben), zieht sie sich von den Menschen zurück und wird bald nicht mehr gebraucht. Auch wenn noch größere „pastorale Räume“ angedacht werden, „Vernetzungen“ mit bestens organisierten „Teamtreffen der Pfarrer und pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“, bleibt die Präsenz vor Ort wichtig.

Und trotz etwa angedachter „pastoraler Räume“ wird das Dekanat nicht überflüssig. Allerdings sollte es dann nicht zu klein und vor allem nicht zu groß sein. Das muss in den Diözesen unter Einbeziehung aller Betroffenen sehr gut überlegt sein.

Ein Dekanat ist im Unterschied zu evangelischen „Kirchenkreisen“ keine Verwaltungseinheit, sondern ein umschriebenes Gebiet von etwa 10 Pfarreien, in denen

Priester und pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über das pastorale Geschehen in diesem Gebiet miteinander sprechen und auch Aufgaben koordinieren. Wenn dann etwa nach der Neuordnung in einer Diözese circa 80 bis 100 Personen zur Dekanatspastoralkonferenz zusammen kommen – sicher etwa monatlich – wird in den paar Stunden kaum noch über pastorale Fragen vor Ort gesprochen werden können, es sei denn, der Dechant ist ein Supermoderator und alle wären emphatische Zuhörer.

In einem Leserbrief zitiert Lukas Jünemann einen Begriff von Bischof Mussinghoff/Aachen „Biotope des Glaubens“ und schreibt in diesem Zusammenhang folgenden Satz: „Der Abschied von einer flächendeckenden Pastoral hin zu ‚Biotopen des Glaubens‘ ist der Weg in die Zukunft“.<sup>15</sup>

Diesem Satz könnte ich so ohne Kenntnis des Zusammenhangs in der Rede Bischof Mussinghoffs nicht zustimmen. Wir brauchen „Biotope des Glaubens“ in der Fläche, das heißt in Klöstern und Bildungshäusern etc. aber auch in den „Gemeinden“, die sich regelmäßig zum Gebet und möglichst auch am Sonntag zur Feier der heiligen Eucharistie oder eventuell notgedrungen zu einem Wortgottesdienst zusammenfinden.

In seiner Ansprache zur „Missa Chris-matis“ am 17. März 2008 sagte Erzbischof Werner Thissen an die Priester und Diakone im Erzbistum Hamburg: „Eine Kirche, in der täglich gebetet wird, egal ob Rosenkranz, Stundengebet, Eucharistische Anbetung oder Wortgottesdienst, eine solche Kirche bleibt erhalten.“<sup>16</sup>

Die Nähe zu den Menschen bleibt wichtig. Nur dann werden die Menschen der sehr unterschiedlichen Milieus sich auch ansprechen lassen. Generalvikar Hans-Werner Thönnies sagte bei der Einweihung der neu gegründeten „Katholischen Erwachsenen- und Familienbildung im Bistum Essen gGmbH: „Das ‚Wachhalten der Frage nach Gott‘ und das ‚vorbehaltlose Zugehen auf alle Menschen‘ sind wichtigste Ziele der katholischen Erwachsenen- und Familienbildung“<sup>17</sup>

Das vorbehaltlose Zugehen auf die Menschen aller sogenannten Milieus (der Sinusstudie) bleibt Aufgabe der Pastoral. Behalten wir also die Lust auf Leute, die anders sind.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Zum Beispiel Bernhard Wunder: Die Begegnung des Anderen, in: Pastoralblatt 11/2007, 331 ff.; Alexander Walek/ Bernhard Wunder: Die Sinusmilieustudie in der Pastoral, in: Pastoralblatt 2/2008, 47 ff.; Martin Lätzel: Jedem das Seine? Die Zukunft der Gemeinden und die Ergebnisse der Sinus Milieustudie, in: Pastoralblatt 6/2007, 181 ff.
- <sup>2</sup> Anton Jansen: Nicht communio oder Volk Gottes – sondern „Die Begegnung des Anderen“?, in: Pastoralblatt 2/2008, 59 ff.
- <sup>3</sup> Michael Dorndorf: Lust auf Leute, die anders sind, in: Neue Kirchenzeitung Nr. 18/2008, 3.
- <sup>4</sup> Michael N. Ebertz, Hans-Georg Hunstig (Hg): Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, im Auftrag des Arbeitskreises „Pastorale Grundfragen“ des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. 2. Auflage Würzburg 2008.
- <sup>5</sup> Vgl. Walek/ Wunder, a.a.O., 50 f.
- <sup>6</sup> Vgl. Walek / Wunder, a.a.O., 51.
- <sup>7</sup> S. Fußnote 2
- <sup>8</sup> Bernhard Wunder, ebd: 335.
- <sup>9</sup> Bernhard Wunder, ebd: 335.
- <sup>10</sup> Joachim Wanke: Im Umbau Weite gewinnen. Anmerkungen zu dem Gesprächsimpuls des ZdK „Für eine Pastoral der Weite“, in: Salzkörner. Materialien für die Diskussion in Kirche und Gesellschaft, 14. Jg. Nr. 3, 30. Juni 2008, 5.
- <sup>11</sup> So der Papst im Fernsehinterview vom 13.08.2006: Im Internet abrufbar unter: [http://209.85.129.104/search?q=cache:wihqC2CMSMQJ:www.radiovaticana.org/te/Articolo.asp%Fc%3D910\\_50+papst+benedikt+interview&hl=de&ct=clnk&cd=9&gl=de](http://209.85.129.104/search?q=cache:wihqC2CMSMQJ:www.radiovaticana.org/te/Articolo.asp%Fc%3D910_50+papst+benedikt+interview&hl=de&ct=clnk&cd=9&gl=de).
- <sup>12</sup> ZdK: Für eine Pastoral der Weite – Ein Gesprächsanstoß. 1. Auflage, 4000, 21. Mai 2008
- <sup>13</sup> Ebd.: 3.

- <sup>14</sup> Vgl. hierzu den sehr lesenswerten Artikel von Michael Richardy: Stewardship, in: Pastoralblatt 7/2008, über den Gemeindeaufbau in amerikanischen Gemeinden, 201–208. Da heißt es z.B. in einem Abschnitt, in dem es um Gastfreundschaft und Bindung geht: „Hier wäre ein neues Nachdenken über die Frage notwendig, inwieweit gemeinsame zentrale Gemeindebüros mit entsprechender personeller Ausstattung auf der einen Seite und ehrenamtliche Ansprechpartner gerade in kleineren Gemeinden auf der anderen Seite zu einer besseren Erreichbarkeit beitragen können“. Ebd.: 205, Spalte 1.
- <sup>15</sup> Leserbrief von Lukas Jünemann, in: Pastoralblatt 4/2008, 125 f.
- <sup>16</sup> Werner Thissen: Ansprache zur Missa Chrismatis am 17.03.2008, in: KIRCHLICHES AMTSBLATT Erzbistum Hamburg, 14. Jahrgang, Nr. 4 vom 15.04.2008, Artikel 32, 39 ff.
- <sup>17</sup> Hans-Werner Thönnies, in: Katholische Nachrichtenagentur vom 15.04. 2008.

# „Die Feier der Kindertaufe“

## Zur Neuauflage des liturgischen Feierbuchs

Im Januar 2008 erschien – datiert auf das Jahr 2007 – die Neuauflage des Rituale-Teils „Die Feier der Kindertaufe“. Sie ist ab sofort zugelassen und löst mit Beginn des neuen Kirchenjahres, also mit dem ersten Advent 2008, das bisherige Feierbuch aus dem Jahr 1971 verbindlich ab. Jedoch wie schon diese basiert die neue Ausgabe ebenfalls auf der lateinischen Vorlage des „Ordo Baptismi Parvulorum“, der erstmals 1969 erschien (editio typica) und 1973 in einer marginal veränderten Ausgabe (editio typica altera). Daher lautet der vollständige Titel: „Die Feier der Kindertaufe in den Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Zweite authentische Ausgabe auf der Grundlage der Editio typica altera 1973“. Allerdings erwartet die Gläubigen kein komplett reformierter Ritus; die Änderungen sind weit weniger einschneidend als im Jahr 1971. Winfried Haunerland spricht von einer „immer wieder notwendigen ‚Produktpflege‘“, die das bewährte Modell an die neuen Verhältnisse anpasst.<sup>1</sup> Doch was ist nun neu? Die Änderungen betreffen die Pastorale Einführung, die Gestaltung des Buches und den Ritus selbst. Zunächst zur Pastoralen Einführung: Die Ausgabe von 2007 enthält im Unterschied zu der von 1971 keine eigenständigen Vorbemerkungen der deutschen Bischöfe, sondern statt dessen die allgemeinen Vorbemerkungen zur Eingliederung in die Kirche sowie die Vorbemerkungen zur Feier der Kindertaufe, die beide aus dem lateinischen Buch übernommen sind. Die Bestimmungen der letzten Instruktion zur Konzilskonstitution über die Liturgie „Liturgiam authenticam“ aus dem Jahr 2001 lassen eine Anpassung dieser Teile des liturgischen Buches

nicht zu. Um einerseits Dopplungen im liturgischen Buch zu vermeiden und andererseits dennoch nicht auf eine speziell auf die Situation des deutschen Sprachgebiets zugeschnittene Pastorale Einführung zu verzichten, erschien dieser Text als Arbeitshilfe 220 in der entsprechenden Reihe, herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

Auch rein äußerlich sind dem liturgischen Buch einige Änderungen in der Gestaltung anzusehen. Zunächst fällt das neue Format auf, das auch künftige liturgische Bücher haben sollen: Mit 24 x 17 cm ist es größer als frühere Ausgaben, aber dennoch gut zu halten. Der Titel ist nur auf dem Buchrücken vermerkt, hingegen sind Vorder- und Rückseite graphisch gestaltet; sie sollen das Buch als Feierbuch kennzeichnen. Auch das Layout hat sich geändert: Beibehalten wurde zwar – wenn auch in einer leicht überarbeiteten Version – die vertraute *Adamas-Antiqua*, doch sind die Rubriken nun in einer serifenlosen Schrift gesetzt. Viel auffälliger ist die Unterscheidung zwischen Textteilen für die Taufe mehrerer Kinder und für die Taufe eines Kindes. Die Textalternativen sind nacheinander angegeben. Um sie zu unterscheiden, wurde die Variante für mehrere Kinder mit einem anderen graphischen Element (drei Striche statt einem) hervorgehoben; außerdem ist die Variante für ein Kind eingerückt.

Diese Neuheit weist bereits auf eine Änderung hin, die sich auch ganz grundsätzlich auf die gesamte Gliederung des Kindertaufrituals auswirkt: Die Taufe mehrerer und eines Kindes wurden zusammengefasst und die Gliederung des Buches neu eingeteilt: Während das Feierbuch von 1971 im ersten Kapitel die Taufe mehrerer Kinder, im zweiten eines einzelnen Kindes, im dritten eines Kindes in Lebensgefahr und im vierten den Ritus für ein Kind, das bereits die Nottaufe empfangen hat, behandelte, enthält nun das erste Kapitel die Feier der Kindertaufe außerhalb der Feier der Heiligen Messe und das zweite innerhalb der HI. Messe. Das Thema des dritten und vierten Kapitels ist jeweils unverändert. In der Praxis wird nicht

selten das Kapitel 1 dem Regelfall entsprechen. Doch durch ein eigenes Kapitel für eine Taufe innerhalb der Messfeier wird hier ein Akzent gesetzt, der auch für die Pastoral eine Anregung sein kann: Hier scheint nicht nur der Bezug der Taufe zur Eucharistie auf, sondern wird auch indirekt darauf hingewiesen, dass die Taufe keine isolierte Privatfeierlichkeit darstellt, sondern in den öffentlichen Gottesdienst der Gemeinde gehört, der im Regelfall eine Eucharistie ist.

Der Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt eine weitere Neuerung: Der Anhang enthält neben Texten zur Auswahl (Lieder werden nicht mehr angeboten) eine „Feier der Kindertaufe in zwei Stufen“. Hier deutet sich an, welcher pastoraler Impuls vom liturgischen Feierbuch ausgeht: Auch wenn die Kindertaufe noch weiterhin hohe Akzeptanz findet, so wird die Taufe von den Eltern oftmals nicht als Eingliederung in die Kirche wahrgenommen, sondern eher als eine Feier am Beginn des Lebens oder eine Familienfeier. Auch die kirchenrechtlich zwingende Forderung, dass begründete Hoffnung auf eine christliche Erziehung bestehen muss, stellt Anfragen an den Glauben der Eltern und Paten. Nicht selten wird es angeraten sein, die Eltern, die den Wunsch nach der Taufe ihres Kindes geäußert haben, auf einem Teilstück ihres eigenen Glaubensweges im Vorfeld der Taufspendung zu begleiten. Dieser Weg kann mit einer entsprechenden Feier eröffnet werden und später zur eigentlichen Feier der Taufe führen.

Im Wesentlichen teilt diese Lösung die Feierelemente der Taufe auf zwei Gottesdienste auf. Dies ist durchaus keine Verlegenheitslösung – im Gegenteil: Es entspricht vielmehr der ursprünglichen Anordnung der Elemente, die Bezeichnung mit dem Kreuz und die Salbung mit Katechumenenöl unabhängig und vor der Taufe in einem eigenständigen Gottesdienst zu feiern. Hier haben diese Riten ihren originären Platz, da sie als Zeichenhandlungen explizit den Weg zur Taufe eröffnen (Bezeichnung mit dem Kreuz) oder den Taufbewerber auf dem Weg zur Taufe stärken (Salbung mit Katechumenenöl). Auch heute noch haben diese

Riten in einem eigenständigen Gottesdienst ihren Platz, wenn ein Erwachsener sich auf die Taufe vorbereitet. Die erste Stufenfeier umfasst im Einzelnen nach der Eröffnung einen Lobpreis Gottes und Dank für die Geburt, den Wortgottesdienst und die feierliche Eröffnung des Weges mit Befragung der Eltern, Bezeichnung mit dem Kreuz, Anrufung der Heiligen und Fürbitten, Gebet um Schutz vor dem Bösen, Salbung mit Katechumenenöl und Danksagung. Diese Elemente entfallen bei der späteren Tauffeier.

In der Struktur der Tauffeier selbst wurde nur eine nennenswerte Änderung vorgenommen: Bislang hatte in der deutschen Ordnung die Bezeichnung mit dem Kreuz durch den Zelebranten, die Eltern, Paten und Geschwister ihren Ort nach der Homilie; sie wurde nun in den Eröffnungsteil verlegt. Diese Anordnung ist mit Blick auf die gängige Praxis der Erwachsenentaufe in der alten Kirche sinnvoller, in der die Bekreuzigung – nach einer einführenden Katechese – am Anfang des mehrjährigen Katechumenats verortet war. In der Feier der Kindertaufe bildet der Wortgottesdienst die Verkündigung der Taufe, so dass die Bekreuzigung sinnvoller in den Eröffnungsteil eingebunden ist. Erwähnenswert ist auch die Neuformulierung des Begleitwortes. Bislang lautet es: „N. N., mit großer Freude nimmt euch die christliche Gemeinde (oder: unsere Pfarrgemeinde) auf. In ihrem Namen bezeichne ich euch mit dem Zeichen des Kreuzes.“ Hier konnte leicht das Missverständnis entstehen, dass sich die Aufnahme in die Kirche bereits mit der Bekreuzigung vollziehe. Außerdem tritt die größere kirchliche Gemeinschaft hinter die konkrete Gemeinde vor Ort zurück. Diese Schwierigkeiten umgeht die neue Formulierung: „N. und N., mit großer Freude empfängt euch die Gemeinschaft der Glaubenden. In Namen der Kirche bezeichne ich euch mit dem Zeichen des Kreuzes.“

Eine weitere Änderung gilt der deutschen Eigenbestimmung von 1971, die eine alttestamentliche Lesung nur in Verbindung mit einer neutestamentlichen gestattete. Sie

konnte entfallen, weil alle Schriften des Alten und Neuen Bundes Christuszeugnis sind und auch die Tauf liturgie die alttestamentlichen Schriftstellen christlich interpretiert. Weitere Punkte seien stichpunktartig benannt:

- Eine schematische Darstellung des Aufbaus ist jeder Feier vorangestellt.
- Prozessionsgesänge für die verschiedenen Ortswechsel sind fakultativ vorgesehen.
- Anrufung der Heiligen auch während der Prozession zum Taufort möglich
- Text weniger erläuternd bzw. ermahnend formuliert
- In der Feier selbst ist nur Form A des Lobpreises über dem Wasser abgedruckt.
- kein Verzicht auf die Nennung Satans
- Licht (bei ausdeutenden Riten) kann an die Anwesenden weitergegeben werden
- In der Feier selbst ist nur ein Segensformular abgedruckt.
- Verweis auf fünftes Segensformular, das nicht auf die Stimmungslage der Eltern eingeht
- Hinweis auf Mariengebete bzw. Marienlied
- empfehlender Hinweis auf die Beglückwünschung der Eltern

Die deutschen Bischöfe schreiben in der Pastoralen Einführung zu den „pastoralen Folgerungen“, die sich aus der Taufe ergeben: „Viele Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhang mit der Erstkommunion, Firmung oder bei der Trauung ergeben, gründen darin, dass Kinder getauft werden ohne jegliche Aussicht, in eine lebendige Beziehung zur Glaubensgemeinschaft der Christen hineinzuwachsen. Es ist daher sinnvoll, die Schritte zu einer veränderten Sakramentenpastoral mit einer Veränderung bzw. Intensivierung der Taufpastoral zu beginnen und hierin einen besonderen Schwerpunkt zu sehen“ (Nr. 7).

Hier wird der enge Konnex zwischen Liturgie und Pastoral deutlich. Vom neuen Taufrituale selbst gehen hierzu Impulse für die Pastoral aus: Auf die Hervorhebung der Tauffeier innerhalb der Messfeier und die Feier der Taufe in zwei Stufen wurde hingewiesen. Im ersten Fall wird die Tauffeier an die größere Gemeinschaft der Glaubenden

über den Familienkreis hinaus gebunden; im zweiten Fall eröffnet sich durch den liturgisch gerahmten Weg zur eigentlichen Taufe ein Raum für eine intensiviertere Taufpastoral, wie sie die deutschen Bischöfe fordern. In diesem Zusammenhang ist das Taufgespräch, auf das die deutschen Bischöfe hinweisen,<sup>2</sup> ein wichtiges Element der pastoralen Begleitung der Eltern.

### **Quellen und Literaturhinweise:**

Die Feier der Kindertaufe in den Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Zweite authentische Ausgabe auf der Grundlage der Editio typica altera 1973. Freiburg i.Br. 2007.

Die Feier der Kindertaufe. Pastorale Einführung. Hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeits-hilfen 220). Bonn 2008.

Den Glauben weitergeben. Werkbuch zur Kindertaufe. Hrsg. von Winfried Haunerland und Eduard Nagel. Trier 2008.

Aus lebendigem Wasser geboren. Handreichung auf dem Weg zur Taufe Ihres Kindes, hrsg. von der Hauptabteilung Seelsorge des Erzbischöflichen Generalvikariates Köln. Köln 2008.

### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> Winfried Haunerland: Den Glauben weitergeben. Zur Neuausgabe von „Die Feier der Kindertaufe“, in: Den Glauben weitergeben. Werkbuch zur Kindertaufe, hrsg. von dems. und Eduard Nagel. Trier 2008, 11–17, hier: 11.

<sup>2</sup> Vgl. Neuausgabe des Rituale „Die Feier der Kindertaufe“, in: Amtsblatt des Erzbistums Köln, Stück 2, 01.02.2008, 46f. (Nr. 29).

# Eine Generation ohne Gott?

## Über semantische Stolpersteine, Methodenfragen und Macht

*Gedanken zur jugendpastoralen Kommunikation*

Nicht erst seit den Diskussionen um jugendliches Verhalten und die Frage nach dem Umgang mit Gewalt und Gewaltbereitschaft sind „die Jugendlichen“ in den Mittelpunkt eines sehr diffusen Interesses gerückt. Auch kirchlich sind Menschen mit der Vermittlung von Inhalten und letztlich Werten an „die Jugendlichen“ engagiert, beauftragt und bemüht. Dieser Aufsatz möchte im Blick auf die jugendpastorale Kommunikation die Konstruktion der „Methodenfrage“ in der (Jugend)pastoral als Machtfrage postulieren. Wird die Methodenfrage aus dieser Hermeneutik betrachtet, stellt sie sich neu und eröffnet neue Wege. Steht nämlich die subjektive Annahme des Glaubens in einem unmittelbaren Zusammenhang autobiographischen Gewährwerdens eigenen Lebens, ist sie die „sine-qua-non-Bedingung eines erwachsenen Glaubens“<sup>1</sup> und scheint damit aus der Machtfrage eines sich zu tradierenden Systems herausgenommen zu sein. Armin Nassehi hebt als eines der Ergebnisse der qualitativen Studie des RELIGIONSMONITORS von Bertelsmann hervor: „Je intensiver sich die je eigene Religiosität darstellt, desto innerlich unabhängiger scheinen die Personen von ihrer Kirchlichkeit zu sein – das bedeutet freilich nicht, dass sie kirchliche Angebote nicht in Anspruch nehmen.“<sup>2</sup> Dieses gilt es zu reflektieren und ernst zu nehmen.

## Das Ende der Meta-Erzählungen in postbürgerlicher Perspektive

Der Blick auf die Jugend geschieht in der Regel von Menschen, die selber nicht mehr in diese Altersspanne gehören. Damit ist der Blick auf die Jugend nicht frei von Projektionen. Denn in der Frage nach der Jugend schwingt nicht zuletzt die Frage nach der Zukunft der Gesellschaft mit: „Jugendliche sind die Erwachsenen von morgen“, und die Frage, wie denn dann die Gesellschaft (und auch die Kirche) aussieht, ist eine mehr oder weniger ausgesprochene Brille von Erwartungen, die den Blick schärft und verstellt zugleich. Dabei liegt in der Gretchen-Frage nach der Religion weniger die Gestaltung der Kirche von morgen begründet als die Sorge nach einer werthebezogenen Gesellschaft.<sup>3</sup> Es geht darum, „ob die kommende Generation eine Fortschreibung der zentralen Sinnkonstruktionen einer Kultur vornehmen wird“.<sup>4</sup>

Mit dem Ende der Moderne und dem Beginn der Postmoderne ist zugleich das Ende der großen Meta-Erzählungen eingeleitet.<sup>5</sup> Lyotard<sup>6</sup> als der Vertreter der Postmoderne macht deutlich, dass auch die letzte große Erzählung, die den Menschen in der Zentralstellung in der Welt sah, mit den modernen Wissenschaften fragwürdig wurde.<sup>7</sup> Der Mensch an den Rand gedrängt, ein kleines Wesen in einer unermesslich großen Galaxie, keineswegs einzigartig (die Entschlüsselung des Gencodes macht eine genetische Kopierbarkeit denkbar). Die epochale Bestimmung dieser Meta-Erzählungen hat ihre Bedeutung verloren in einer Welt, die pluralisiert und individualisiert ist. Es ist nicht davon auszugehen, dass die junge Generation sie weiter schreiben wird. Denn die 18- bis 26-Jährigen sind die erste Generation, deren Lebens- und Wertesystem vom Abbruch eines kollektiven Sinns, der aus diesen großen Erzählungen stammt, bestimmt sind.<sup>8</sup> „Die große Erzählung hat ihre Glaubwürdigkeit verloren, welche Weise der Vereinheitlichung ihr auch immer zugeordnet wird: spekulative Erzählung oder Erzählung der Emanzipation.“<sup>9</sup> Die Pluralisierung

der sozialen und systemischen Sprachspiele geht bereits von einer Gesellschaft aus, die sich aus dem Bürgertum schon lange verabschiedet hat. Sie hat zur Folge, dass sich gedankliche Grenzen durch die Gesellschaft ziehen. Auf der einen Seite gibt es die, die aus den großen Erzählungen leben. Auf der anderen Seite ist „die Sehnsucht nach der verlorenen Erzählung [...] für den Großteil der Menschen selbst verloren. Daraus folgt keineswegs, dass sie der Barbarei ausgeliefert wären.“<sup>10</sup> Nassehi verwendet dafür den Begriff der „postbürgerlichen Existenz“, eine Existenz, in deren Leben die Inkonsistenz kein Zeichen des Mangels ist, sondern eines Komponisten, der es gelernt hat, in einer Welt mit Inkonsistenzen zu leben.<sup>11</sup>

### **Eine Generation sucht Gott auf ihren Wegen – Subjektorientierung von Religion als Voraussetzung von Glaubensvollzug**

Wie steht's mit der Religion? – Blitzlichter in Deutungen.

In den letzten Jahren hat es eine Menge Studien über die Religiosität von Jugendlichen gegeben.<sup>12</sup> Einige markante Erkenntnisse seien hier erwähnt. Zunächst: Lebensführung und Religion steht nur bei jungen Muslimen in einem engen Zusammenhang.<sup>13</sup> Christlich sozialisierte Jugendliche sind in der Lage, ihren christlich erlernten Glauben mit Reinkarnationsvorstellungen und anderen Vorstellungen zu verbinden. An dieser Stelle ist der Blick in den RELIGIONSMONITOR Interessant. Wie Ziebertz herausarbeitet, kann nicht festgestellt werden, dass eine synkretistische Glaubensaussage bei den jungen Menschen (18–26) im Vergleich zu den Älteren deutlich höher liegt. Er geht eher davon aus, dass „es Tendenzen in die umgekehrte Richtung“ gebe.<sup>14</sup> Auf der anderen Seite legen aber andere Studien nahe, dass Jugendliche in Religion kein Angebot für den Sinn des gesamten Lebens suchen, sondern für Teilbereiche und einzelne Zeiten.<sup>15</sup> Diese Religiosität steht in einem engen Zusammenhang mit dem Gedanken der

Patchwork-Identität, die als die postmodern adäquate Identitätsform gedacht werden kann.<sup>16</sup> „Die neuen Sozialformen von Religiosität sind also ebenso individualistisch, pluralistisch und ausdifferenziert wie die Gesellschaft, die sie hervorbringt.“<sup>17</sup> Ebenso wenig wie die Identitätsform ist sie auf den Diskurs angelegt, sondern auf augenblickshafte empathische Wahrnehmung.<sup>18</sup> Religion ist dennoch überall gegenwärtig: Die Jugendszene ist voll davon. In dieser „Dispersion von Religion“, in der die „überkommene, begrifflich und konfessionell fest gebundene Religion im kulturellen Prozess liquidiert wurde“<sup>19</sup> und in ehemals religionslose Sektoren gesickert ist, begegnet dem jungen Menschen auf Schritt und Tritt Religion. „Steht auf der einen Seite also der Bruch mit der Tradition, wie er mittlerweile drastisch auch in den Jugendstudien nachgewiesen ist, so erfolgt auf der anderen Seite die Aufnahme religiöser Elemente in unsere Kultur.“<sup>20</sup> Nach Sellmann ist das für Firmen das Erfolgsrezept: „Wenn Konzerne mit vorwiegend jugendlichen Zielgruppen diese ansprechen wollen, greifen sie zu religiösen Motiven.“<sup>21</sup> Wiederum Sellmann kristallisiert aus der gegenwärtigen Situation drei Merkmale heraus, die Religion ausdrücken muss, um für Jugendliche attraktiv zu sein.<sup>22</sup>

### **Religion ist Selbstreferenzialität**

Jugendliche heute verstehen sich als „autonome Sinnkonstrukteure“ (4) und überprüfen jeden Versuch externer Beeinflussung sorgfältig. Sie erleben sich als in sich selbst verankert sind und verantworten damit ihre Lebensentscheidung nicht vor anderen, sondern vor sich selbst.<sup>23</sup> Der Kampf einer Kultur der Selbstständigkeit, den manche von den ‚Älteren‘ noch gekämpft haben, ist für die heutige Generation keine Errungenschaft, sondern eine Selbstverständlichkeit.<sup>24</sup> Umso erstaunter ist die Reaktion junger Menschen, wenn im kirchlichen Kontext auf die Wichtigkeit „fremdreferentieller Autorität“ (4) verwiesen wird. Für Jugendliche bedeutet das Leben in einer sich ständig

wandelnden Gesellschaft, dass sie ständig gezwungen sind, sich in ihrem Selbst- und Sinnverständnis neu zu entwerfen. Dies hat zur Folge, dass der Identitätspräsentation<sup>25</sup> die Bedeutung zukommt, im Erzählen, Erinnern nicht nur zu gewährleisten, dass ich heute noch dieselbe bin, die ich gestern war, sondern neu zu entwerfen, wer ich morgen denn noch sein könnte, die ich heute und gestern nicht war. Identitätspräsentation geht damit über das bisherige Maß an Selbstvergewisserung hinaus. So ist das Subjekt „in dem Bemühen, sich seiner Identität zu vergewissern, auf die Erinnerung verwiesen als die der Kontingenz des Geschichtlichen entsprechenden Weise, sich auf Vergangenes beziehen zu können.“<sup>26</sup>

Ein- und denselben Beruf auszuüben, während der Partner der erste und immer derselbe und das Haus als Eigentum unverrückbar ist, ist meilenweit von der Erfahrungswelt Jugendlicher entfernt. Inmitten dieser Unsicherheit steigt die Sehnsucht nach dem Sicheren, Ganzen und Überschaubaren. So scheinen sie die ganze Fülle des Fortschritts noch nicht einmal mehr zu antizipieren. Nassehi stellt im Anschluss an den Bertelsmann Religionsmonitor ein Bedürfnis fest, das Ganze zu verstehen. „Dieses Ganze ist eher die *biographische Konstruktion von Ganzheit*.“ Es ist jedoch keine „kognitive Gesamtsynthese“, sondern kann zum „Co-cooning-Effekt“ führen: Jugendliche heute verweigern die Anstrengung, ihre Erfahrung mit einer Welt- und Lebensklärung kongruent setzen zu können und begeben sich lieber in die Sicherheit der selbst gestalteten Nahwelt.“ (4) Sie suchen verstärkt die Sicherheit und die Absicherung. Wer in der ständigen Herausforderung der Gestaltung eigenen Lebens lebt, dem mag das Bedürfnis nach weiteren Abenteuern tatsächlich verloren gehen.

### **Der ästhetische Blick als ethische Herausforderung**

Das zweite wesentliche Merkmal jugendlichen Lebens ist die Ästhetisierung. Das

Aussehen und Tragen von Markenklamotten spielt eine identitätsstiftende Rolle, was wiederum von der Marketing-Strategie instrumentalisiert wird.<sup>30</sup> Mit einem Markenartikel wird die damit verkaufte und konstruierte Weltanschauung übernommen und rigide eingehalten. Die Fremdreferentialität, die in dieser Übernahme entsteht, stößt dabei interessanterweise auf keinen Widerstand. „Das Religiöse stellt ein semiotisches Reservoir zur Verfügung, mit dem jugendliche Lebensthemen kommuniziert werden können. Genau darum geht es: Das, was für die aktuelle biographische Episode als bedeutungsvoll anerkannt wurde, soll eine soziale Dimension bekommen.“ (5) Das Fehlen der großen Meta-Erzählung hat auch zur Folge, dass auf die vielen kleinen Erzählungen und Bilder zurückgegriffen wird. Das Bild und darin das veräußerlichte Thema ist das Medium, mit dem „Heiliges“ vermittelt wird. „Von 100 % befragten Jugendlichen geben 93 % an, dass ihnen ihre Bekleidung sehr wichtig oder wichtig ist, und 82 % drücken dies in bestimmten Markenartikeln aus.“ (5) Es ist möglich, über ein Kleidungsstück eine Identität zu schaffen. Eine Religion, die das äußere Aussehen, weil es das Medium und der Transporter innerer Aussagen ist, nicht ernst nimmt, wird bei jungen Menschen keine Chance mehr haben. „Jugendliche fühlen sich keinem moralischen Großobjekt mehr verpflichtet, sondern nur noch dem selbst entwickelten Wertesystem.“ (5) Das Fehlen der Diskursfähigkeit, die auf gemeinsamer Vermittelbarkeit nach Möglichkeit vor dem Forum der Vernunft beruht, bedarf des nach Außen-Tragens, wie es an den Kultstätten der Jugendlichen zu beobachten ist: Jeder Schuh ist eine Aussage der Selbstverwirklichung und ein selbstreferentielles Projekt. Ein schlechtes äußeres Aussehen lässt auf eine schlechte innere Botschaft schließen. Umgekehrt: Eine großartige Botschaft, wie die Verkündigung es von ihrem Inhalt behaupten und im Glauben an die biblische Verheißung auch begründet tun kann, kann nicht von Menschen weitergegeben werden, die nicht gut aussehen. Mit den Worten

Sellmanns: „Mit Religion darf ich nicht scheiße aussehen.“ (5)

Der evangelische Theologe Henning Luther stellt sogar die These auf, dass erst der ästhetische Blick überhaupt ein ethisches Handeln ermöglicht, weil nur er ohne jede Vorurteile sich dem Gegenüber nähert. „Diese unmittelbare, unvermittelte Offenheit für den von außen kommenden Anderen, die Wahrnehmung enthält wesentliche Momente dessen, was ästhetische Erfahrung ausmacht.“ Die ethische Dimension ist darin zu sehen, „dass ästhetische Erfahrung auf jeden vermittelnden Zugriff (auf jedes Begreifen- und Ergreifen-Wollen) des Anderen verzichtet und sich vielmehr dem sich immer wieder entziehenden Anderen ausliefert.“<sup>31</sup> Hinter diesem Projekt der Ästhetisierung steht bereits ein komplexer Vorgang der Subjektwerdung. Im Sinne Luthers erfolgt jede Subjektwerdung als ästhetischer Prozess, in dem die eigene Identität sich ihrer selbst über die unverstellte Begegnung des ganz Anderen erneut bewusst wird. Diese Begegnung stellt eine unmittelbare Erfahrungsebene dar, die sich einer schon bewerteten entzieht. Aus der Erfahrung wird ein Erleben erst im Vollzug der Beziehung. Für diese entwickelt sich der ästhetische Blick automatisch zu einem ethischen, in dem die Achtung des ganz Anderen gewahrt bleibt und die Grenzen nicht überschritten werden. In diesem Sinne ist Subjektwerdung ein Prozess der Identitätsbildung, der Grenzen erlernt und unbedingt achtet. Eine ästhetische Jugendpastoral wird ihn gehen müssen, wenn sie Religion als subjektorientierten Glauben postuliert.

### **Die längst vergessene Wahrheit: Religion ist Emotion**

Das erläuterte Fehlen der Diskursfähigkeit des inneren Ausdrucks macht deutlich, wie wenig die kognitive Stimmigkeit des Religiösen interessiert.<sup>32</sup> „Jugendliche suchen heute eher das religiöse Gefühl als die religiöse Überzeugung.“ (6) Dort, wo sie überwältigt werden und sich „mit der ganzen

Kraft des jetzt erlebten Augenblicks einer bergenden höheren Macht anvertrauen“ (6) können, sind sie zu finden. Religion wird zu einer Gegenwelt, die emotionalisiert wird und nicht mehr so sehr als Ort der Gerechtigkeit (auch das war ja eine Gegenwelt), der Diskussionen und Anträge gesucht wird. Jugendliche haben einen Sinn für die Vergangenheit, für die Kindheit; Klassentreffen werden zu wichtigen Ereignissen. Die Suche nach dem „ozeanischen Gefühl“ (6), in dem ein unmittelbarer Bezug zur Welt geschieht, nimmt einen breiten Raum ein. Politik und das konkrete, verändernd zu gestaltende Leben ist weniger präsent. Authentisches Leben fordert heraus. In diesem Sinne ist nicht unmittelbar ein Abnehmen des sozialen Engagements zu entdecken. Wohl scheint die Verbindung von Kirche und politischem Engagement gelockert. Sie wird auch in dem emotionalen Gehalt der Events nicht gefördert. Wenn ein Wertewandel festgestellt werden kann, dann der des Pragmatismus. „Pragmatismus ist aber genau die passende und intelligente Reaktion auf eine Welt, die sich vor allem visuell und damit figurativ verstehbar macht.“ So läuft „lebenspraktisch erkennbarer Nutzen [...] vor größer formatierten Anliegen wie Gesellschaftsreform oder Umweltschutz.“<sup>33</sup> Der Pragmatismus kann gepaart auftauchen mit der Nostalgie, dem Wiedereingehenwollen in den allumfassenden Mutterschoß. Das kann „dann nur noch episodenhaft und gelegentlich aufflackern – etwa in Events, in Naturbegegnungen, in virtuellen Medien oder in sexuellen Körpererfahrungen. Wenn sich aber diese unmittelbare Berührbarkeit der Welt ereignet, wird sie in der Regel religiös kommuniziert.“ (6)

### **Semantische Stolpersteine, Methodenfragen und die versteckte Macht: Gedanken zu jugendpastoraler Kommunikation**

Die Medialisierung jugendlicher Erfahrungswelt kann nicht genug betont werden. Schon Lyotard hat die Prognose gestellt, „dass all das, was vom überkommenden

Wissen nicht in dieser Weise [in Informationsquantitäten, G.W.] übersetzbar ist, vernachlässigt werden wird.“<sup>34</sup> Der Abbruch der Meta-Erzählung geschieht also auch durch die Veränderung der Kommunikation. Fernsehen und Internet gewöhnen an Inkonsistenzen, sie sind die Ausdrucksform derselben. Wenn das „Leitmedium der Jahrgänge 1970 bis 1990 [...] die *multimediale Integration von TV und PC*“ ist, dann ist „die so angeeignete Wirklichkeit [...] *ästhetisch und multiversal formatiert*.“<sup>35</sup> Dass zwischen der jungen Generation (nach Sinussoziovision die C-Generation des Mobilisierungsschubs II) und den Hauptamtlichen großkirchlicher Jugendarbeit mehr als nur ein Altersunterschied vorliegt, wird in den semantischen Stolpersteinen deutlich, die sich in der Sprache und im Lebensgefühl ausdrücken. Für die kirchlich aktiven „Erwachsenen“, die 1955–1970 geborenen, ist es eine harte Erkenntnis, dass sie es mit Menschen zu tun haben, die vor der Revolution den Bausparvertrag, vor dem Buch das Internet, vor der Demo die Absicherung suchen. Jenseits dieser Auseinandersetzung auf beiden Seiten gibt es aber eine semantische Hürde, die tiefer liegt. Gerade weil sich Religiosität im Selbstbezug ausbildet und die „Unhintergebarkeit der Individualität des Einzelnen letzter Bezugspunkt christlicher Religion“<sup>36</sup> darstellt, ist das Gefühl der jungen Generation für authentische Expression eigenen Glaubens kompetent und ausgeprägt. Sie leben in einer medialen, in einer inszenierten Welt, wechseln Aspekte ihrer Identität und performen sie kreativ. Gerade aber im Selbstbezug des Religiösen – das Drehbuch der Inszenierung – liegt, nimmt man die Beobachtungen von Nassehi ernst, ein Dilemma. Seine pointierte Feststellung, dass es gerade die „Hochreligiösen“ sind, die sich in eine große innere Kirchendistanz „auseinandergesetzt“ haben, sich an Kirche abgearbeitet haben und zu ihrem je eigenen Glauben gekommen sind, lässt aufhorchen. Denn es ist nicht abwegig unter diesen Hochreligiösen auch jene Hauptamtlichen zu suchen, die zu einer authentischen Inszenierung ihres persönlichen Glaubens und ihrer Authentizität herausgefordert werden,

was aber oft dem professionellen Auftrag (der Missio z. B.) der Großkirchen widerspricht.

An dieser Stelle wird aber deutlich, dass der Subjektbezug eine Reise an die Grenzen der Institutionen und eine ‚gefährliche‘ Erinnerung bedeutet. Einer Erinnerung, die die Ernstnahme des Glaubens an den Gott, der den Menschen in seiner Einzigartigkeit und als freies Gegenüber will. Glaube in biografischer und subjektbezogener Hermeneutik kann im Kontext eines Systems zu einem Konflikt führen, da das System in erster Linie die eigenen Grenzen wahren und erhalten will. Im Blick auf die jugendpastorale Landschaft ist es dann nur verständlich, dass Orte wie jugendpastorale Zentren und Jugendkirchen aus dem Boden sprießen. Sie werden zu Orten relativer Narrenfreiheit für beide Seiten des religiösen Spiels. Dort kann mehr ausprobiert werden, es scheinen die Grenzen des kirchlichen Systems dehnbarer zu sein. Sie sind aber auch ein Ort, an dem die Machtfrage des Systems sich mit der Methodenfrage kaschieren kann. Diese Einsicht, die in den gruppendynamisch und psychoanalytisch orientierten Gruppenverfahren zu den Grunderfahrungen der Leitung gehören, stellt sich in anderen Bezügen ähnlich. Jede Frage nach der Methode und jedes Beharren auf der Form lässt auch eine Frage der Macht und der Entscheidungsbefugnis vermuten. So verdecken – das ist die These – auch ästhetische, biografische, erlebnispädagogisch orientierte Gottesdienst-Events, Versammlungen, Feten etc. immer eine von zwei Seiten eines Dilemmas: der Tradierung oder der Authentizität.

Zum ersten: die Machtfrage, um die es in der Tradierung eben ganz bestimmter Vorstellungen geht. Diese werden nicht anders, in dem sie ästhetisch inszeniert werden. Das ist vor allem und in erster Linie ein Problem der Hauptamtlichen in ihrer religiösen Subjektwerdung und es wird dann erträglicher, wenn die Form wenigstens kreativ, die Sprache anders wird. Emotional und ästhetisch wird Macht zu einer Form, die gefeiert, erlebt werden, sich aber zugleich der Anstrengung des Begriffs und der

Auseinandersetzung entziehen kann. Ich möchte daher an dieser Stelle die Übernahme der Event-Struktur kritisch hinterfragen. Ein religiöser Event wird immer in der Auseinandersetzung mit den Vorstellungen der Zielgruppe und den Vorstellungen der Beauftragung stehen. Diese zu ignorieren, verlagert eben jene Anstrengung des Begriffs, die der Subjektbezug verlangt, in immer ausgefeiltere Inszenierungen. Diese Perspektive enthält meines Erachtens die wesentliche Erkenntnis, dass sich an ihr auch die Grenze der Kommunikation zwischen Hauptamtlichen und Jugendlichen entzündet. Hauptamtliche sind im gleichen Maße herausgefordert, ihre Überzeugung, ihre Authentizität zu inszenieren. „Wer immer nur sagt: „Ne, das ist jetzt aber nicht meins“, der ist nicht authentisch, sondern faul.“<sup>37</sup>

Zum zweiten: Dann ist ja doch zu fragen, was denn passieren würde, wenn plötzlich ganze Gruppen von Menschen den Gott der Bibel beim Wort nehmen wollen? Würden sie nicht alle in die Versuchung kommen, dem Typus des frommen Atheisten nahe zu kommen? Des Atheisten, der letztlich an der „Warum-Frage“ scheitert, wird sie in ihrer Ernsthaftigkeit gestellt. „Wer diese Frage stellt, will verstehen, selbst wenn er keine Antwort findet.“<sup>38</sup> Die Event-Struktur tendiert dazu – und da gibt es einen inneren Zusammenhang in der Potenzierung die wirkliche Ernstnahme des biblischen Gottesglaubens, in die Menschen egal welchen Alters geführt werden sollten, zu verdecken. Dieses Dilemma wird vermieden, in dem im Event das Gefühl, die Ästhetik gesucht wird und davon ausgegangen wird, dass „der“ Jugendliche auch gar nicht interessiert ist an einer kognitiven Auseinandersetzung seiner Religiosität. In erster Linie sind diese beiden Dilemmata jene der Erwachsenen, die Jugendpastoral verantworten. Sie müssen sich fragen lassen, ob sie sich „einmal von der Vorstellung [haben] faszinieren lassen, dass ein Gott den Toten Gerechtigkeit verschaffen möge, dieser Gott vielleicht sogar ein Leben in Fülle für alle hat, das über dieses Leben hinausreicht.“<sup>39</sup>

Dass es gravierende Kommunikationsschwierigkeiten zwischen kirchlichen Welten und den Jugendlichen gibt, ist unbestritten. Die eigentliche Kommunikationsblockade und Herausforderung beginnt aber vorher. Da geht es nämlich weniger darum, wie ein Jugendgottesdienst gestaltet, eine Firmkatechese vorbereitet, eine Jugendfreizeit strukturiert ist, sondern mit welchem Gottesbild in der biografischen Gestalt und der biblischen Ernstnahme Menschen in die Planung gehen. Es geht um eine identitätsstiftende und -differenzierende Kommunikation, die jene untereinander zu verantworten haben, die sich eben jenen beiden Seiten des Dilemmas zu stellen haben: der Machtfrage, die sich in die Methodenfrage des „Wie“ verkriecht, und der Authentizität, die unter Umständen an den Grenzen des Systems in ihrer Inszenierung scheitern könnte. „Was ist der Mensch?“ bleibt die große und an dieser Stelle zu bedenkende Frage.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> H. Steinkamp: Zur Bedeutung religionssoziologischer Jugendforschung für die kirchliche Jugend-(verbands)arbeit, in: K. Gabriel/ H. Hobelsberger (Hrsg.): Jugend, Religion und Modernisierung. Suchbewegung kirchlicher Jugendarbeit. Opladen 1994, 139–153, hier: 149.
- <sup>2</sup> A. Nassehi: Erstaunliche religiöse Kompetenz. Qualitative Ergebnisse des RELIGIONSMONITORS, in: Bertelsmann Stiftung: RELIGIONSMONITOR 2008. Gütersloh 2007, 113–132, hier: 130.
- <sup>3</sup> Vgl. H.-G. Ziebertz: Gibt es einen Tradierungsbruch? Befunde zur Religiosität der jungen Generation. Ders.: 44–53, hier: 44.
- <sup>4</sup> M. Sellmann: Jugend und Religion. Oder: Nietzsches Enkel, Nietzsches Erben, in: jugend & GESELLSCHAFT 4/2002, hier aus dem Vortrag auf dem Symposium in Benediktbeuren Nov. 2003, 1.
- <sup>5</sup> Vgl. U. Pohl-Patalong: Seelsorge zwischen Individuum und Gesellschaft. Elemente zu einer

- Neukonzeption der Seelsorgetheorie. Stuttgart-Berlin-Köln 1996, 55–122.
- <sup>6</sup> Vgl. Pohl-Patalong: Seelsorge.103 ff. vgl., F. Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. 5. Auflage, Wien 2005.
- <sup>7</sup> Vgl. Pohl-Patalong: Seelsorge.103. W. Welsch: Gesellschaft ohne Meta-Erzählung?, in: W. Zapf (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt/Main/ New York 1991, 174–184.
- <sup>8</sup> Vgl. Sellmann: Jugend und Religion.7.
- <sup>9</sup> Lyotard: ebd. 112.
- <sup>10</sup> Lyotard: ebd. 122.
- <sup>11</sup> Vgl. Nassehi: ebd. 119.
- <sup>12</sup> Vgl. als einen Überblick: Arbeitsstelle für Jugendseelsorge. Wo steht die Jugend? Zusammenfassung jugendsoziologischer Befunde zwischen 2001 und 2005. Düsseldorf 2005.
- <sup>13</sup> Vgl. Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000. Bd. 1 und Bd. 2, Opladen 2000, 158–162.
- <sup>14</sup> Ziebertz: ebd. 51.
- <sup>15</sup> Sellmann: Jugend und Religion.2.
- <sup>16</sup> Vgl. u.a. H. Keupp: Ermutigung zum aufrechten Gang. Forum Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis Bd. 35. Tübingen 1997, 31f; 64f; 72 ff.
- <sup>17</sup> Pohl-Patalong: Seelsorge.77.
- <sup>18</sup> Diskursfähigkeit setzt ein Kohärenzprinzip voraus, vgl. auch Pohl-Patalong: Seelsorge.77.
- <sup>19</sup> Dispersion meint, dass Religion sich in dem Sinne verflüssigt. Vgl. dazu die Arbeit von M. Ebertz: Die Dispersion des Religiösen, in: H.-J. Kochanek (Hrsg.): Ich habe meine eigene Religion. Sinnuche jenseits der Kirchen. Zürich-Düsseldorf 1999, 210–231.
- <sup>20</sup> H. Jansen: Wenn Freiheit wirklich wird. Erlebnispädagogische Jugendpastoral in kritischer Sichtung. Berlin 2007. 6.
- <sup>21</sup> Sellmann: Jugend und Religion. 3.
- <sup>22</sup> Der oft zitierte Aufsatz von Sellmann stellt diese drei Momente sehr gut dar, in der Darstellung orientiere ich mich an diesem Aufsatz. Seitenzahlen von nun an im Text.
- <sup>23</sup> Vgl. Pohl-Patalong: Seelsorge. 78 f.
- <sup>24</sup> Vgl. M. Sellmann: „Schön war’s“. Plädoyer für eine ästhetisch gewendete Glaubenskommunikation mit Jugendlichen, in: Lebendige Seelsorge, Jg. 55, H. 4/2004, 229–234, hier: 230.
- <sup>25</sup> Essen: Freiheit Jesu. Der neuchalkedonische Enhypostasiebegriff im Horizont neuzeitlicher Subjekt- und Personenphilosophie. Regensburg 2001.
- <sup>26</sup> Essen: Freiheit Jesu. 189.
- <sup>27</sup> Nassehi: ebd. 122.
- <sup>28</sup> M. Sellmann: „... denn Gott ist schön.“ Begründung und Chancen eines ästhetischen turns in der Jugendpastoral, in: Lebendige Seelsorge. H. 3/2007, 103–108, hier: 104.
- <sup>29</sup> Sellmann: Gott ist schön. 104. Er formuliert dieses Phänomen mit der Aussage: „Man will Spießier werden.“ Auch: Jansen: ebd. 40.
- <sup>30</sup> Vgl. H. Hobelsberger: Religion in der Sozial- und Erlebnisform des Event, in: KatBL 131 (2006), 52–69, hier: 55 mit dem Hinweis auf die ökonomische Struktur und Marketingstrategie von (kirchlichen) Events.
- <sup>31</sup> H. Luther: Subjektwerdung zwischen Schwere und Leichtigkeit, in: D. Neuhaus (Hrsg.): Von der Schwere Gottes und der Leichtigkeit des Seins. 1. Kolloquium der interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft „Theologie und Ästhetik vom 5. bis 7.10.1990. Arnoldshain 1992, 28–50, hier: 37f.
- <sup>32</sup> Vgl. Pohl-Patalong: Seelsorge. 77.
- <sup>33</sup> Sellmann: Gott ist schön. 104.
- <sup>34</sup> Lyotard: ebd. 23.
- <sup>35</sup> Sellmann: Schön war’s. 230.
- <sup>36</sup> H. Luther: Religion und Subjekt, in ders.: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992, 30–36, hier 30.
- <sup>37</sup> Sellmann: Gott ist schön.108.
- <sup>38</sup> M. Striet (Hg.): Wiederkehr des Atheismus. Fluch oder Segen für die Theologie? Freiburg 2008, 9.
- <sup>39</sup> Striet: ebd. 8.

# Literaturdienst

**Irmgard Jehle: Bernadette und das Wunder von Lourdes. Herder Verlag, Freiburg 2007. 125 S.; 14,95 EUR.**

Das 150. Jubiläum der Erscheinungen in Lourdes und der angekündigte Besuch des Papstes in diesem französischen Wallfahrtsort in diesem Monat lenken die Aufmerksamkeit nicht nur der Pilger, sondern auch der Feuilletons zahlreicher Zeitungen auf Ereignisse im Jahre 1858 und auf das, was Bernadette Soubirous, einem jungen Mädchen, dort widerfuhr.

Was wird aus der Aura einer Heiligen, wenn es von ihr Fotos gibt? Bernadette war die erste Heiliggesprochene, von der es solche Bilddokumente gab! Kann man Heiligkeit fotografieren? Bernadette Soubirous fiel trotz oder gerade wegen ihrer begrenzten Möglichkeiten und ihres *einfältigen* Wesens Maria ins Ohr und ins Auge.

Vom Werdegang dieser unauffälligen und zugleich faszinierenden Frau in Lourdes, deren Leben in der Begegnung mit der ihr zunächst Unbekannten eine Wende erfuhr, vom Fortgang ihres kurzen Lebens in Nevers und der Ausstrahlungskraft von Lourdes erzählt der Text-Bildband *Bernadette und das Wunder von Lourdes*, den Irmgard Jehle, Theologin und erfahrene Leiterin von Pilger- und Studienfahrten des bayrischen Pilgerbüros, verfasst und zusammengestellt hat.

Sie unternimmt es, ohne kitschige Verklärung, den Lebensweg der Bernadette Soubirous zu verfolgen, in Wort und Aufnahmen abzubilden: von ihren ärmlichen, elenden Anfängen über die Phase des *Glücks*, zur *Grotte gehen zu dürfen* und der Tage der Erscheinungen; sie verfolgt die Wirkungsgeschichte der Ereignisse am Felsen. Jehle arbeitet die Eigenart jeder der Erscheinungen des Mädchens mit der heraus, die sie so tief beeindruckt und ihrem Leben eine Wende gibt. In 18 Erscheinungen vom 11. Februar bis 16. Juli 1858 wird Bernadette Zeugin der *anderen Welt*, einer Botschaft, die uns bereits hier erfasst und einer Welt, die nicht erst im Jenseits anbricht, sondern schon heute diese Erde berührt. Aquerò, so nennt die 14jährige in ihrem Dialekt zurückhaltend die Gestalt, die ihr begegnete. Das war ihr *Heureka*-Erlebnis, ihr *Ich hab's gefunden*. Da war etwas – gut und schön, geheimnisvoll und bewegend! Für Bernadette werden die begrenzten Tage der Begegnung mit der weißen Dame zur intensiven

Phase ihrer Erstkommunionvorbereitung. Sie reift in dieser Grenzsituation heran, findet zur Gewissheit, erfährt auch Schweigen, geht durch Suchen und Fragen hindurch, erfährt Anfeindungen und Unverständnis. Sie wird von der Grotte getrennt, nimmt die zeitliche Begrenztheit der Erscheinungen an und gibt gewissermaßen den Weg frei für uns, die pilgernde Kirche auf ihrem Weg zum Quellort des Heils.

Ausführlich wird in Frau Jehles Bildband die verborgene Zeit ihres Lebens hinter der Klosterklausur geschildert, als die Seherin *aus dem Verkehr gezogen* und in den Schwesternkonvent der Caritas- und Schulschwestern in Nevers, fernab von Lourdes, eingetreten ist.

Irmgard Jehle überzeugt mit ihrer Deutung, den Anbruch der *anderen Welt* in den Erscheinungen stark zu machen, aber nicht als weltflüchtige Ablenkung und Vertröstung auf das Jenseits, sondern als Wegweisung für ein tieferes Hoffen schon in dieser Welt, als Einweisung in den Liebesdienst heute. Die Autorin wirft auch durch die sorgfältige Bildauswahl einen sehr einladenden Blick auf Lourdes, diesen Vorort der *anderen Welt* Gottes, dem Sehnsuchtsziel der Kranken und Hoffungslosen, der Gläubigen und der Suchenden. Bis 1858 völlig unbekannt, ist Lourdes seitdem eine Stätte des Gebets und der gelebten Diakonie, des Neuanfangs vieler Suchender und Erfahrungsraum einer lebendigen Kirche. Hier werden Maßstäbe unserer vitalen Leistungs- und Erfolgsgesellschaft heilsam zurechtgerückt und Prioritäten dieser Welt umgekehrt.

Gott erwählt Hoffungsziele, damit Spuren der *alternativen Welt* der Seligpreisungen im Hier und Jetzt aufstrahlen:

- da, wo ein kleines Mädchen wie Bernadette (das von anderen mit *kleiner Dreckspatz* tituiert wurde) von der schönen weißen Dame respektvoll mit *Sie* angesprochen und mit Ansehen beschenkt wird ...;
- da, wo ein Mensch gehorsam gräbt und eine verschüttete Quelle am verrufenen Felsen-Ort Massabielle freilegt, ein Wasser, das immer schon verborgen da war, aber darauf wartete, freigelegt zu werden ...;
- da, wo uns eine *Arme im Geiste* begegnet, die grenzenlos offen alles von Gott erwartet: „Ich war ein Nichts, und Jesus hat aus mir etwas Großes gemacht“ ...;
- da, wo Menschen Mut zur Umkehr und Taufenerneuerung finden ...;
- da, wo es, wie in Lourdes, zur *Umwertung aller Werte* kommt und Kranke und Behinderte in die

Mitte geholt werden (vgl. Mk 3,3; Mt 11,28 1 Kor 12,22–27) und dem sonst übersehenen Leben der Vortritt gegeben wird ...

Das Buch erzählt von Gottes erwählendem Blick, den Maria im Magnificat besingt und der sich neu vollzieht im Leben dieser kleinen Bernadette.

Eine eindrucksvolle Auswahl von Geistesblitzen Bernadettes und von eindringlichen Fotos und Impressionen aus der Pilgerstadt runden die sehr empfehlenswerte Einführung in das Leben der Heiligen und ihre Welt ab.

Ein Buch, das sympathisch um Verständnis wirbt für diesen wundervollen Ort in Südwestfrankreich, für eine Einbruchsstelle der *anderen Welt* Gottes und für Menschen, die offen sind für den Ruf des Ganz-Anderen und Ganz-Nahen.

*Kurt Josef Wecker*

**Ida Lamp: Sterne leuchten in der Nacht. Ein Wort des Trostes. Mit Bildern von Sieger Köder. Schwanbenverlag, Ostfildern 2007. 20 S.; 3,95 Euro.**

Eine Rezension für ein Geschenkheft? Ida Lamps Neuerscheinung hat die volle Aufmerksamkeit und Anerkennung pastoral engagierter Menschen verdient.

Auf sieben Seiten bringen Sieger Köders Gemälde den Trost ins Bild, Lamps weitere dreizehn Seiten Text haben es ebenso in sich: „Bist du noch bei Trost?“ – der Anfang ist kennzeichnend für die Sprache der Autorin; die Leserin, der Leser könnte den Eindruck gewinnen, Ida Lamp säße ihr/ihm gegenüber und eröffnete bzw. vertiefte ein Gespräch. Narrative Passagen zu persönlichen Erlebnissen („Eine Situation ist mir besonders im Sinn.“) und direkte Aufforderungen an die Lesenden („Stellen Sie sich vor, Sie wind traurig, weil...“) wechseln ab mit allgemeinen Beobachtungen („Als vermeintlich Tröstender signalisiert man mit einem Wort, einem Tipp ungewollt, dass man die Situation oder das Gefühl der Untröstlichkeit nicht aushalten kann.“) So wirkt das Gesagte wie die hilfreichen Worte der „Frau von nebenan“, zugleich wird auf jeder Seite deutlich, dass die Autorin als Betroffene und als Begleitende das Suchen und Finden, das Spenden von Trost kennt: Die langjährige Erfahrung in Hospizseelsorge und Trauerbegleitung sowie die profunden Kenntnisse der wissenschaftlichen Literatur zur Trauerforschung und zur psychosozialen

Beratung finden auf jeder Seite ihren Niederschlag („Trost heißt eben nicht, dass das, was ist, weggeht. Trost heißt, dass ich Zuversicht entwickle, dass es trotzdem mit mir weitergeht.“).

Die praktischen Hinweise sind sehr konkret („eine Wärmflasche“, „ein großes Eis“, „ein Blues aufgelegt“) und bieten mit großem Respekt vor individuellen Strategien viele Möglichkeiten an, Trost zu vermitteln. Unaufdringlich weist die Theologin Lamp auf die Schrift und das Gebet als Quelle tiefen Trostes hin und stützt diese Einladung auch dadurch, dass sie persönliche Erfahrungen einbringt.

Die Lektüre bleibt längst nicht auf die Trauerbegleitung im Sterbefall beschränkt, sondern wendet sich allgemein an Menschen in Lebenskrisen und Verlustsituationen. „Ein Wort des Trostes“ also z.B.

- als Unterstützung bei Trennung in Freundschaft oder Partnerschaft, unfreiwilligem Umzug, beim Abschied von Kindern, die erwachsen das Haus verlassen,
- als Beigabe zu einem Kondolenzschreiben,
- als Ergänzung des Angebots auf dem kirchlichen Schriftenstand,
- als Geschenk des Seelsorgers/der Seelsorgerin im Rahmen einer Begleitung in Krisensituationen,
- als Gabe zum Sechswochenamt oder zum ersten Weihnachtsfest im Trauerjahr.

Nahe beim Leser und zugleich diskret, persönlich geschrieben ohne Seelenstrip, leicht zu lesen bei gewichtigen Erfahrungen – ein zu empfehlendes Geschenk.

*Karolin Küpper-Popp*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Gottesfurcht und Liebe hängen innerlich zusammen. Wenn diese Verbindung zerbrochen wird, verändert sich die Gottesfurcht in knechtische Angst vor Gott. Darum unterscheidet die Tradition zwischen reiner und unreiner Gottesfurcht. Die unreine Gottesfurcht hat Angst vor Strafe und Trennung. Sie ist knechtisch. Die reine Gottesfurcht respektiert den anderen vollkommen. Das ist die Ehrfurcht des Sohns gegenüber seinem Vater. Die Väter betonen die Verbindung zwischen Ehrfurcht und Liebe: Gott lässt nur erschauern, damit er geliebt wird. Gottesfurcht führt zur Gottesliebe: ‚Je mehr wir vor uns selbst zugeben, dass wir Gott fürchten müssen, umso mehr gießt er uns die innere Gnade ein, ihn zu lieben‘ (Gregor d. Gr.). Liebe vertreibt die knechtische Angst, aber bewahrt die Schauer erweckende Ehrfurcht.

*Kees Waaijman*

Handbuch der Spiritualität, Bd. 2,  
Mainz 2005, 23

## Glauben

Alljährlich machten die Senioren einer Eifelgemeinde einen Seniorenausflug, wie das auch andere Senioren tun. In diesem Jahr sollte die Fahrt zur Mosel führen. Das ist nichts Besonderes, weil viele Ausflüge mit dem Ziel Mosel gestartet werden.

Wie der Wetterbericht im WDR meldete, sollte es am Ausflugstag regnen. Und es regnete am Morgen gehörig, was für die Stimmung nicht sehr günstig war. Im Omnibus machte der Pastor den Vorschlag, fest daran zu glauben, dass die Sonne herauskommen wird. Und es regnete weiter.

„Fest glauben!“ Der Pastor wiederholte seinen Vorschlag. Wenn der Glaube einen Berg verrücken kann (vgl. Mt 17,20), kann er auch die Regenwolken verschieben. Und es regnete weiter.

Der Bus fuhr durch eine Unterführung. „Es lässt schon nach mit dem Regen!“ stellte der Pastor fest. „Fest glauben!“ Hinter der Unterführung regnete es weiter. Der Pastor versuchte selber, fest zu glauben. Er musste ja mit gutem Beispiel vorangehen.

„Der Wetterbericht im WDR gilt ja für NRW! Die Mosel liegt aber in Rheinland-Pfalz! – Fest glauben!“ Ein neuer Gesichtspunkt sollte die Aufforderung bestärken, meinte der Pastor.

Es regnete weiter. Aber der Regen fand noch ein Ende. Etwa 100 Meter vor dem Wegschild Rheinland-Pfalz hörte der Regen auf, die Sonne zeigte sich. Erst gegen 15 Uhr fing der Regen wieder an. Da betraten die Senioren das Schiff und waren wieder im Trockenen. Die Stimmung hatte sich enorm gebessert, der Glaube hoffentlich auch dauerhaft!

Der Pastor erinnerte sich an einen Spruch von Angelus Silesius:

*Der Glaube, wie ein Senfkorn groß,  
versetzt den Berg ins Meer.  
Denkt, was er könnte tun,  
wenn er ein Kürbis wär!*

*Ein emeritierter Pfarrer*

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E